



Klassismus in der Sozialen Arbeit

Ein Reflexionsansatz zur Vermeidung der Reproduktion von Klassismus
im professionellen Handeln

Bachelorthesis zum Erwerb des Bachelordiploms in Sozialer Arbeit

Klassismus in der Sozialen Arbeit

Ein Reflexionsansatz zur Vermeidung der Reproduktion von
Klassismus im professionellen Handeln

Bachelor-Thesis zum Erwerb des Bachelor-Diploms in Sozialer Arbeit

Berner Fachhochschule
Soziale Arbeit

Vorgelegt von

Marla Cartier
Flavia Hendry

Bern, Mai 2021

Gutachterin

Prof. Dr. Stefanie Duttweiler

Die Bachelor-Thesis wurde für die Publikation formal überarbeitet, aber im Inhalt nicht geändert

Inhalt

1. Einführung.....	6
1.1 Fragestellung	9
1.2 Aufbau der Arbeit	11
1.3 Sprache- und Begriffsdefinitionen.....	12
2. Klassismus.....	13
2.1 Definitionen Klasse und Klassismus.....	14
2.2 Konstruktivistische Herstellung von Klassismus	16
2.2.1 Interaktionistische Herstellung von Klassismus	16
2.2.2 Strukturelle Reproduktion von Klassismus	19
2.3 Klassismus und Sozialisation	22
2.4 Klassismus und Soziale Arbeit	24
2.5 Fazit.....	26
3. Theorie des sozialen Raumes nach Bourdieu	28
3.1 Habituskonzept	28
3.2 Kapitalformen.....	33
3.3 Der soziale Raum.....	38
3.4 Fazit.....	44
4. Professioneller Habitus und professionelles Handeln	48
4.1 Professioneller Habitus	48
4.1.1 Entwicklung des professionellen Habitus im Studium.....	51
4.1.2 Fazit.....	54
4.2 Professionelles Handeln.....	55
4.2.1 Habituelle Passung und Nicht-Passung	57
4.2.2 Fazit.....	61
5. Zwischenstand	63
6. Reflexionsansätze	67
6.1 Habitussensibilität	67
6.1.1 Kritische Reflexion	70
6.1.2 Fazit.....	71
6.2 Reflexionsansätze sozialer Positionen	72
6.2.1 Anti-Bias-Ansatz.....	73
6.2.2 Queer Professionals als Reflexionskategorie	75
6.2.3 Social Justice Training	76
6.2.4 „Blue Scholars“ - Interdependente Klassismusanalyse als kollektive Forschung	78
6.2.5 Fazit.....	79

7. Reflexionsansatz zur Vermeidung der Reproduktion von Klassismus im professionellen Handeln.....	82
7.1 Vision und weiterführende Gedanken.....	89
Literaturverzeichnis	91

Danksagung

Bei der Erarbeitung dieser Bachelorarbeit wurden wir von verschiedenen Personen fachlich sowie persönlich unterstützt. Wir möchten uns deshalb zunächst herzlich bei Prof. Dr. Stefanie Duttweiler für die Fachbegleitung, die anregenden Gespräche und das geduldige Beantworten unserer zahlreichen Fragen bedanken. Ein riesiges Dankeschön geht an Sina Widmer für ihr kritisches Korrekturlesen und ihre zahlreichen, inspirierenden Anmerkungen. Zudem möchten wir Elias Cartier von ganzem Herzen für die unglaubliche Gestaltung unseres Titelblatts danken. Schliesslich geht ein grosses Danke an all unsere Freund*innen, die uns stets zugehört, mit uns gelitten und mitgefiebert haben. Danke für euer geduldiges Zuhören, eure aufbauenden Worte und eure bedingungslose emotionale Unterstützung!

“It doesn’t matter how strong your opinions are. If you don’t use your power for positive change, you are, indeed, part of the problem.”

Coretta Scott King

1. Einführung

Soziale Arbeit befindet sich in einem stetigen Spannungsverhältnis zur Gesellschaft. Dabei sind die konstitutiven Fragen, wie sie sich im Verhältnis zu dieser positioniert, inwiefern sie von gesellschaftlichen Prozessen beeinflusst wird, diese mitproduziert oder sich davon abgrenzt. Einerseits versteht sich Soziale Arbeit als „Anwält*innen der Verlierer*innen“ (Attia, 2013, S. 334) und legitimiert sich über das Ermöglichen gesellschaftlicher Teilhabe für exkludierte Personen (Yildiz, 2018, S. 196). Andererseits agiert sie als die „(...) sanfte Seite des regulierenden Staates“ (Castro Varela, 2018, S. 4). Somit unterliegt Soziale Arbeit der widersprüchlichen Aufgabe benachteiligte Gruppen in die Gesellschaft zu inkludieren, obwohl sie selbst Teil und Effekt von Ausschlussprozessen ist (Yildiz, 2018, S. 194).

Soziale Arbeit als integraler Teil der herrschafts- und machtförmigen Gesellschaft, kann nicht unabhängig von dieser gedacht werden (Yildiz, 2018, S. 194). Folglich sind die Handlungspraktiken Sozialer Arbeit durch „staatlich-institutionelle Macharrangements und machtvolle neoliberale Strukturlogiken“ geprägt (Kessl, 2005, S. 83). Die Soziale Arbeit kann in Anlehnung an Rommelspacher (2003) als gesellschaftliche Institution verstanden werden, welche selbst Wirklichkeit herstellt, sowie einen aktiven Anteil an der Reproduktion gesellschaftlicher Normalität hat (S. 72). Somit ist sie immer Ausdruck und Teil gesellschaftlicher Prozesse, in welchen sie auf vielfältige Weise wirkt (Mecheril & Melter, 2010, S. 127). Durch die ihr inhärenten Institutionen, Konzepte, Theorien und Interventionen stabilisiert und reproduziert sie die Machtverhältnisse, wodurch ihr eine produktive Macht innewohnt (Rommelspacher, 2003, S. 73-74). Somit kann geschlussfolgert werden, dass Soziale Arbeit Anteil an der Reproduktion sozialer Differenzierungen hat. Der Umgang mit diesen Differenzierungen ist zugleich Ausdruck der vielfältigen Verstrickungen Sozialer Arbeit in den bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen.

Wie bereits erwähnt, legitimiert sich Soziale Arbeit über die Arbeit mit Exkludierten, den sogenannten „Anderen“ (Yildiz, 2018, S. 196). Mecheril und Melter (2010) ihrerseits identifizieren die Herstellung von Differenz als konstitutives Merkmal Sozialer Arbeit sowie deren grundlegende Logik (S. 117). Auch Rommelspacher (2003) merkt an, dass Soziale Arbeit sich schon immer mit der Aushandlung von Differenzen auseinandergesetzt hat (S. 70). Soziale Arbeit definiert sich über die Normabweichung und Non-Konformität, wobei sie diese als Phänomene hervorhebt, die es zu bearbeiten gilt (Mecheril & Melter, 2010, S. 127). Somit passt sie „die Anderen“ an bestehende Normen an, wodurch die „Anderen“ erst produziert werden (Kessl & Plösser, 2010, S. 8). Maurer (2001) beschreibt Soziale Arbeit deshalb als Normierungsmacht (S. 12). Durch die damit einhergehende persistente Herstellung von

Differenz, schafft sich Soziale Arbeit ihre Legitimation fortwährend selbst, wodurch sie soziale Ungleichheitsverhältnisse stabilisiert.

Die Herstellung von Differenzierung geschieht einerseits über strukturelle Ordnungen, wie ökonomische und politische Strukturen, über normative Ordnungen wie Diskurse und Repräsentationsverhältnisse sowie über situative Momente wie Interaktionen. Diese erfolgen dabei über kategoriale Klassifizierungen von entweder homogen „normal“ oder homogen „abweichend“ (Yildiz, 2018, S. 195). Dabei sind Differenzierungen Effekte von sozialen Unterscheidungspraxen und erfüllen bestimmte gesellschaftliche Funktionen (Mecheril & Melter, 2010, S. 128). Folglich beschäftigt sich Soziale Arbeit mit denjenigen Subjekten, die mittels Staatspolitiken, hegemonialer Diskurse sowie sozialer Praktiken als different und abweichend markiert wurden (Yildiz, 2018, S. 196).

Von den vielfältigen Differenzierungslinien verläuft eine machtvolle Differenzierung über die Strukturkategorie Klasse, welche Differenzierungen aufgrund ökonomischer Unterschiede bezeichnet. Die damit einhergehende Diskriminierungsform „Klassismus“ wertet die damit verbundenen symbolischen und sozialen Bezeichnungen und Zuschreibungen in Interaktionen ab. Klassismus basiert demzufolge sowohl auf realen ökonomischen Unterscheidungen sowie auf konstruierten Zuschreibungen von Fähigkeiten und Werten (Degele & Winker, 2009, S. 39; Kemper & Weinbach, 2016, S. 13-15). Manifestationspunkte der Unterdrückung durch Klassismus, lassen sich heute an Phänomenen wie „working poor“, der Stigmatisierung von Sozialhilfebeziehenden und diversen weiteren Exklusionsmechanismen festmachen (Degele & Winker, 2009, S. 43). Dabei scheint es wichtig zu betonen, dass die ausschliessende Wirkung von Klassismus nicht nur durch ökonomisch ungleiche Verteilungen, sondern auch mittels institutioneller und sozialer Ausgrenzung wie bspw. schlechte Schutzrechte, Versorgungsschwierigkeiten, Statusverlust und Isolation erfolgt (Degele & Winker, 2009, S. 44).

Die Beschäftigung mit Klassismus und damit zusammenhängend Armut, bildet gewissermassen den Beginn Sozialer Arbeit. Die Entstehungsgeschichte der Sozialen Arbeit ist durch den historischen Kontext rund um die Soziale Frage und den damit verbundenen Pauperismus geprägt (Heite & Vorrink, 2013, S. 245). Demzufolge stellt Klassismus seit jeher ein bestimmendes Aufgabenfeld Sozialer Arbeit dar (Schäfer, 2021, S. 210). Dabei muss jedoch erwähnt werden, dass die Entstehung Sozialer Arbeit massgeblich durch bürgerliche Frauen beeinflusst wurde, da sich diese mit der Beschäftigung der Sozialen Frage ein eigenes Berufsfeld erschaffen haben.

Dieser Abriss der gesellschaftlichen Verortung Sozialer Arbeit in Macht- und Herrschaftsverhältnissen sowie deren historischen Verknüpfung mit Klassismus verdeutlichen die Notwendigkeit einer Reflexion dieser Verwobenheit. Ist die Soziale Arbeit nicht bereit für eine Auseinandersetzung mit ihrer Verstrickung in Macht- und Herrschaftsverhältnisse, verschleiert sie die eigene Involviertheit in diese sowie ihren Anteil an der Aufrechterhaltung des Status quo (Attia, 2013, S. 334). Auch Castro Varela stellt fest: „Eine Soziale Arbeit, die ihre Profession nicht kritisch hinterfragt, ist zumindest problematisch“ (2018, S. 4). Pointierter drückt Coretta Scott King diese Problematik im einführenden Zitat aus. Folglich braucht es eine Auseinandersetzung mit den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen, hegemonialen Diskursen und situativen Herstellungsprozessen (Attia, 2013, S. 334). Auch Rommelspacher (2003) spricht sich für eine kritische Selbstreflexion Sozialer Arbeit aus, welche sich der eigenen Funktion in der Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen bewusst macht (S. 74). Insbesondere als selbstbetitelter Menschenrechtsprofession mit dem Ziel Ungleichheiten zu beseitigen, ist Soziale Arbeit darauf angewiesen, herrschende Machtstrukturen sowie ihre eigene Verwicklung in diese, kontinuierlich zu reflektieren und ein kritisches Bewusstsein dafür zu entwickeln. Heite (2010) merkt an, dass eine Soziale Arbeit, welche sich dem Leitmotiv der Gerechtigkeit verschrieben hat, sich im Rahmen einer professionstheoretischen und professionspolitischen Analyse mit der eigenen Selbstpositionierung auseinandersetzen muss (S. 194).

In Anlehnung an Attia (2013) verstehen die Autor*innen Soziale Arbeit als integralen Bestandteil einer Gesellschaft und haben den Anspruch diese machtvolle Position zu nutzen, um gesellschaftliche Transformationen anzustossen. Erst das Wahrnehmen dieser machtvollen Position eröffnet die Möglichkeit, eigene Beteiligungen an diesen Differenzierungs- und Diskriminierungsprozessen zu identifizieren sowie die damit verbundenen Handlungsspielräume aufzudecken. Dabei stellt insbesondere die Verstrickung Sozialer Arbeit in ebendiese Macht- und Herrschaftsverhältnisse die Möglichkeit dar, diese zu dekonstruieren und irritieren (S. 334-335). Ausgehend von einem kritischen Verständnis Sozialer Arbeit, stellen die Autor*innen deshalb den Anspruch, ungleichheitsreproduzierende Prozesse in der Sozialen Arbeit aktiv aufzudecken und diesen entgegenzuwirken, eigene Handlungslogiken und Haltungen angesichts globaler und historischer Kontexte kontinuierlich zu hinterfragen und sich somit für die Vision einer gerechte(re)n Gesellschaft einzusetzen.

1.1 Fragestellung

Um sich diesen Verstrickungen Sozialer Arbeit in den herrschenden Macht- und Ungleichheitsverhältnissen anzunähern sowie zu irritieren, wird der Fokus dieser Arbeit auf die ungleichheitsgenerierende Kategorie Klasse und damit verbunden Klassismus gelegt. Dabei sollen Klassismus sowie die Folgen dessen auf die Soziale Arbeit näher untersucht werden. An dieser Stelle ist es den Autor*innen ein Bedürfnis darauf aufmerksam zu machen, dass Klassismus stets in der interdependenten Verflechtung mit anderen ungleichheitsgenerierenden Kategorien gedacht werden muss und demzufolge nicht alleinstehend betrachtet werden darf. Dazu hält Walgenbach (2012) äusserst pointiert fest:

„Unter Intersektionalität wird [...] verstanden, dass soziale Kategorien wie Gender, Ethnizität, Nation oder Klasse nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren ‚Verwobenheiten‘ oder ‚Überkreuzungen‘ (intersections) analysiert werden müssen. Additive Perspektiven sollen überwunden werden, indem der Fokus auf das gleichzeitige Zusammenwirken von sozialen Ungleichheiten gelegt wird. Es geht demnach nicht allein um die Berücksichtigung mehrerer sozialer Kategorien, sondern ebenfalls um die Analyse ihrer Wechselwirkungen“ (S. 81).

Das Ziel vorliegender Bachelorarbeit besteht darin, die Reproduktion von Klassismus sowohl im professionellen Handeln als auch der Sozialen Arbeit zu erkennen, benennen sowie zu reflektieren. Dabei erheben die Autor*innen den Selbstanspruch, die daraus resultierenden Erkenntnisse einer machtkritischen Reflexion zu unterziehen. Die zentrale Problemstellung dieser Arbeit drückt sich in der wechselseitigen Bedingtheit von Klassismus und professionellem Handeln aus. Diese lässt sich folgendermassen umreissen: Wie verschiedene Studien (vgl. Kapitel 4.1) aufzeigen, wird das professionelle Handeln der Sozialarbeitenden massgeblich durch deren Habitus geprägt. Dieser wiederum ist geprägt von der Klassenzugehörigkeit, „er ist ein Klassenhabitus“ (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 90). Das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit ist damit stark geprägt von der Klassenzugehörigkeit der handelnden Person und kann daher nicht aus einem neutralen Standpunkt heraus vollzogen werden. Aus diesem Grund soll vorliegende Bachelorarbeit auch Möglichkeiten der Reflexion dieser Verwobenheit aufzeigen, sodass ungleichheitsgenerierende Praxen identifiziert und verhindert werden können. In erster Linie sollen jedoch die Zusammenhänge zwischen Klassismus, den Folgen davon auf die habituelle Prägung sowie deren Auswirkungen auf das professionelle Handeln untersucht werden.

Aus diesem Grund lautet die Fragestellung vorliegender Bachelorarbeit folgendermassen:

Inwiefern wirkt sich Klassismus auf die Bildung eines professionellen Habitus und damit auf das professionelle Handeln aus?

Der Fokus auf Klassismus wurde einerseits aufgrund der signifikanten Unterrepräsentation dieser Thematik in der Fachliteratur gelegt, andererseits erweckte die Phase des Einlesens den Eindruck bei den Autor*innen, dass Klassismus zwar oft aufgeführt, jedoch selten genauer ausgeführt wurde. Des Weiteren stellten sie fest, dass Klassismus oft nur auf die ökonomischen Unterschiede bezogen wird, die symbolischen, interaktionistischen sowie strukturellen Zuschreibungen dabei jedoch kaum berücksichtigt werden. Schliesslich ist sowohl die Geschichte als auch die Gegenwart Sozialer Arbeit massgeblich von Themen rund um Klassismus, wie beispielsweise Armut, Wohnungslosigkeit, Working Poor, Sozialhilfebeziehende usw. geprägt. Dabei fiel den Autor*innen auch die marginale Thematisierung dessen sowie die mangelnde kritische Reflexion der damit zusammenhängenden vermittelten Inhalte im Studium auf. An dieser Stelle soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass sich diese Arbeit auf die Herstellung und Reproduktion von Klassismus fokussiert und sich daher in den Theorielinien des Poststrukturalismus verortet. Diese Perspektive bedingt, dass sich nachfolgende Arbeit nicht mit einem marxistischen Verständnis von Klasse und Klassismus nicht näher auseinandersetzt, da primär auf Interaktionen zwischen Professionellen und Klient*innen fokussiert wird. Dennoch ist den Autor*innen die Bedeutung des kapitalistischen Gesellschaftssystems für den Erhalt sozialer Ungleichheiten bewusst. Das Erkenntnisinteresse vorliegender Bachelorarbeit ist eng verbunden mit dem Selbstanspruch der Autor*innen ihre eigenen sozialen Positionen und Verstrickungen in Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verstehen und zu reflektieren und damit zu einer diskriminierungssensibleren Praxis Sozialer Arbeit beizutragen. Um diesem zu entsprechen, entschieden sich die Autor*innen Bourdieus Konzept des sozialen Raums und damit verbunden sein Habituskonzept miteinzubeziehen. Damit soll sowohl der machtkritische Aspekt als auch die Verwobenheit mit Klassismus und dem professionellen Handeln gewährleistet werden. Damit es nicht nur bei theoretischen Erkenntnissen bleibt, sondern auch ein Beitrag zu diskriminierungssensiblerer Praxis geleistet werden kann, soll in einem abschliessenden Kapitel ein klassismuskritischer Reflexionsansatz entworfen werden.

1.2 Aufbau der Arbeit

Um oben formulierte Ziele und Ansprüche zu erreichen, sowie einen klassismuskritischen Reflexionsansatz zu entwerfen, der fachlich begründet werden kann, ist vorliegende Arbeit in drei theoretische Schwerpunkte unterteilt. Zunächst wird der Fokus auf Klassismus, die Herstellung dessen in Interaktionen sowie die strukturelle Reproduktion dessen gelegt. Dabei wird auch auf die Sozialisation als konstitutives Moment im Erlernen von Klassismus näher betrachtet. Schliesslich wird aufgezeigt, inwiefern Klasse resp. Klassismus in der Sozialen Arbeit eine relevante Bezugskategorie ist. Der Einführung zu Klassismus folgt in einem zweiten Schritt der Arbeit eine Einführung in die Theorie des sozialen Raums und damit verbunden in das Habituskonzept nach Pierre Bourdieu. Dabei werden auch die unterschiedlichen Kapitalformen erläutert sowie die Verwobenheit von Bourdieus Theorie mit Klassismus aufgezeigt. Der nächste Teil der Arbeit fokussiert das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit. Ausgehend vom Konzept des professionellen Habitus werden die Wechselwirkungen zwischen dem Habitus der Sozialarbeitenden und professionellem Habitus aufgezeigt sowie dessen Auswirkungen auf das professionelle Handeln thematisiert. In einem Zwischenschritt werden die Erkenntnisse aller drei Theorieteile aufeinander bezogen und miteinander in Verbindung gebracht. Um Anknüpfungspunkte zu bestehenden Reflexionsansätze für die Skizzierung des eigenen zu haben, werden nach dem Zwischenfazit das Konzept der Habitussensibilität sowie Reflexionsansätze zu sozialen Positionen vorgestellt. In einem abschliessenden Kapitel erfolgt der Versuch einer Skizzierung des eigenen Reflexionsansatzes. Dieser verfolgt das Ziel, durch die Thematisierung der eigenen sozialen Position im Raum und damit verbunden dem eigenen Habitus, ein kritisches Bewusstsein sowie eine Sensibilisierung für Klassismus und dessen Reproduktion in der Sozialen Arbeit und dem professionellen Handeln zu schaffen.

1.3 Sprache- und Begriffsdefinitionen

Eine kritische Auseinandersetzung mit Diskriminierungsformen erfordert ein Bewusstsein für den Sprachgebrauch, denn Sprache bildet die Realität nicht nur ab, sondern stellt diese auch her. Diskriminierung zu benennen ist dabei einerseits notwendig, um auf sie aufmerksam zu machen, andererseits geschieht durch die Benennung auch eine Reproduktion. Aus diesem Grund ist ein sensibler und bewusster Sprachgebrauch essenziell. Die Autor*innen vorliegender Arbeit wollen deshalb auf bestimmte in der Arbeit verwendete Begriffe und Schreibweisen eingehen und diese nachfolgend erläutern.

Die Trias *race*, *class* und *gender* wird stets in englischer Sprache benannt, dies in Anlehnung an die Literatur. Der Begriff Klasse wird dabei auch in deutscher Sprache verwendet. Dies einerseits in Anlehnung an die Literatur, andererseits weil die damit einhergehende Diskriminierungsform Klassismus im deutschsprachigen Raum bekannt gemacht werden soll. Um klassistische Zuschreibungen und damit verbundene Wertungen nicht weiter zu reproduzieren, wird der Begriff „Klassismus Betroffene“ verwendet, um Personengruppen mit klassistischer Diskriminierungserfahrung zu beschreiben. In vorliegender Bachelorarbeit soll eine geschlechtergerechte Sprache verwendet, welche alle sozialen Geschlechtsidentitäten berücksichtigt. Um auch soziale Geschlechtsidentitäten ausserhalb der Binarität sichtbar zu machen sowie das binäre System der Geschlechtszuschreibungen grundsätzlich zu dekonstruieren, haben sich die Autor*innen für die Schreibweise mit dem Asterisk (*) entschieden.

Die kursive Schreibweise von Begriffen wie *race*, *class* und *gender* soll auf die soziale Konstruiertheit dieser aufmerksam machen. An dieser Stelle wollen die Autor*innen anmerken, dass der Einfachheit halber nicht alle Geschlechtsidentitäten (Bsp. Klient*innen) kursiv geschrieben werden, obwohl auch diese sozial konstruiert sind. Zudem werden die Schreibweisen in Zitaten nicht angepasst, sondern die Schreibweise der Urheber*innen übernommen.

2. Klassismus

Beschäftigt man sich näher mit dem Thema der sozialen Ungleichheit, stösst man unweigerlich früher oder später auf das Konzept der Intersektionalität von Kimberley Crenshaw. Dabei werden die drei grossen Kategorien der sozialen Ungleichheit stets in einem Atemzug genannt: *race*, *class* und *gender*. Wendet man sich der Literatur der einzelnen Kategorien zu, fällt auf, dass zu *race* und *gender* eine beinahe unerschöpfliche Quelle an Artikeln, Fachliteratur und Analysen besteht, während die Kategorie Klasse signifikant unterrepräsentiert ist. Pia Garske (2013) spricht gar davon, dass „die Kategorie ‚Klasse‘ immer mit im Brennpunkt stand – oft als explizit benannte, aber auch als offensichtlich abwesende Kategorie“ (S. 246). Dabei schlussfolgert sie, dass eine Theoretisierung der Kategorie Klasse nach wie vor aussteht (S. 248) jedoch dringend notwendig wäre, da „Klasse“ dadurch nicht nur als Differenzkategorie, sondern auch als „Kategorie sozialer Verhältnisse“ (S. 259) nutzbar gemacht werden könnte. Auch Kemper und Weinbacher (2016) stellen fest, dass der Begriff Klassismus im deutschsprachigen Raum noch relativ unbekannt ist, ungeachtet dessen, dass dieser gleich alt ist wie der Begriff „Sexismus“ (S. 11). Seeck und Theissl (2021) merken zusätzlich an, dass die Kategorie Klasse in Analysen u.ä. meist ohne die Verschränkungen mit anderen ungleichheitsgenerierenden Kategorien dargestellt wird. Fünf Jahre nach der Feststellung von Kemper und Weinbacher (2016), sprechen sie in der Einleitung zu ihrem Werk „Solidarisch gegen Klassismus“ allerdings von einem kleinen Comeback des Begriffs Klassismus (S. 10).

Auch in der Sozialen Arbeit scheint die Kategorie Klasse und Klassismus erstaunlich wenig Beachtung zu finden, obwohl damit verflochtene Thematiken wie Armut oder Bildung eine konstitutive Rolle in der Geschichte der Sozialen Arbeit spielten (Schäfer, 2021, S. 210). Dieser Umstand der Unterrepräsentation von Klasse und dem Nicht-Thematisieren von Klassismus ist auch den Autor*innen im Vorfeld vorliegender Arbeit aufgefallen und soll mit diesem Kapitel ein Stück entgegengewirkt werden.

Im nachfolgenden Kapitel wird die erste Grundlage des Theorieteils erarbeitet, welche als Fundament für das Verständnis der nachfolgenden Theoriekapitel dienen soll. Dabei soll einerseits ein differenzierter Blick auf die Thematik erfolgen, andererseits die Komplexität von Klassismus fassbar gemacht werden. Jedoch muss erwähnt werden, dass nicht alle Aspekte und Erklärungsansätze berücksichtigt werden können, da dies sowohl den Rahmen der Arbeit sprengen würde, als auch nicht alles relevant in Bezug auf die Leitfrage ist. Vielmehr werden vereinzelt Aspekte genauer betrachtet, um den Blick und die Sensibilität für klassistische Zuschreibungen und Strukturen innerhalb der Sozialen Arbeit zu schärfen.

Dazu wird erst die ungleichheitsgenerierende Kategorie „Klasse“ im Allgemeinen näher erörtert, wobei zunächst eine Skizzierung vorhandener Definitionen von Klasse und Klassismus sowie eine kurze historische und kontextuelle Verortung erfolgen. In einem nächsten Schritt wird eingehend auf die konstruktivistische Herstellung von Klassismus eingegangen. Dabei soll anhand zweier Theorielinien herausgearbeitet werden, wie die Konstruktion und Herstellung von Klassismus konkret funktionieren und wie Klassismus wirkt. In einem letzten Schritt soll auf die Verwobenheit von Klassismus und Sozialer Arbeit eingegangen werden und schliesslich die Erkenntnisse in Bezug zur Leitfrage dargelegt werden.

2.1 Definitionen Klasse und Klassismus

Bevor auf vorhandene Definitionen eingegangen werden kann, muss zwischen den Begriffen Klasse und Klassismus unterschieden werden. Während der Klassenbegriff mit Karl Marx und Max Weber eine lange, überwiegend theoretische Tradition in der Soziologie hat, entstand der Begriff Klassismus in und durch politische Bewegungen und Debatten um Klassismus (Kemper, 2015, S. 25; Kemper & Weinbach, 2016, S. 13).

Unter Klasse wird allgemein die Ungleichheit von ökonomischen Ressourcen und daraus entstehende Menschengruppen verstanden. Konkret wird dabei die Unterscheidung vom Besitz von Produktionsmitteln oder dem zur Verfügung stellen von Arbeitskraft verstanden (Klinger, 2009, S. 268). Der Klassenbegriff beschreibt die gesellschaftlichen Gefüge sozialer Ungleichheit und meint insbesondere die ungleiche Verteilung wertvoller Güter (Kubisch, 2008, S. 58). Diese Sichtweise ist stark von Marx und Engels geprägt, welche erläuterten, dass soziale Ungleichheit und damit die Gesellschaft davon geprägt wird, ob man über Produktionsmittel verfügt oder seine Arbeitskraft zur Verfügung stellen muss (ebd.).

Die starke Theoretisierung und Fokussierung an akademischen, bürgerlichen Definitionen des Klassenbegriffs, ist zentraler Kritikpunkt der politischen Bewegung rund um die Entstehung des Begriffes Klassismus. Hauptkritikpunkt dabei ist, dass der Klassenbegriff sich ausschliesslich auf ökonomische Faktoren konzentrierte und dabei die kulturellen Faktoren, die damit einhergehen, vernachlässigte. In Folge dieser Kritikpunkte, entstand um 1974 der Begriff „Klassismus“. Als Begründer*innen des Klassismusbegriffs gilt die lesbische Gruppe „The Furies“, welche 1974 als Arbeiter*innentöchter auf die Benachteiligung und Diskriminierung aufgrund ihrer sozialen Herkunft aufmerksam machten (S. 33). Dabei meinten sie nicht nur den Zugang zu Institutionen, Bildungsmöglichkeiten u.ä., sondern zeigten auf, dass es sich bei Klassismus auch um subtile, symbolische Handlungen handelt, die sich auf das psychische Wohlbefinden der Betroffenen niederschlagen (S. 34).

Klassismus beschreibt folglich „Menschen, die ökonomisch und kulturell in der Gesellschaft verortet sind bzw. werden und daraus resultierend Diskriminierungs- und Unterdrückungserfahrungen machen“ (Kemper & Weinbach, 2016, S. 13). Kemper und Weinbach fassen zusammen, dass Klassismus die Geschichte und Gegenwart von Sklav*innen, Dienstbot*innen, Bettler*innen und Working Poor als eine Realität von Ausgrenzung, Unterdrückung und Widerstand thematisiert (S. 11). Klassismus wird demnach primär als Unterdrückungsform verstanden, die sich entlang von Klasse, Klassenherkunft sowie Klassenzugehörigkeit gebildet hat und sich insbesondere gegen armutsbetroffene Menschen richtet. Die ökonomischen und materiellen Auswirkungen von Klasse sowie die damit zusammenhängenden Ausschlüsse und Benachteiligungen auf die Lebensgestaltung und Führung, sind im Klassismusbegriff miteingeschlossen (Seeck & Theissl, 2021, S. 12). Menschen, die klassistisch diskriminiert werden, haben nebst ökonomischen Benachteiligungen zugleich begrenzte Zugänge zu Bildung, Gesundheitsversorgung, Wohnraum, Teilhabe und Macht. Damit wird materielle Not, politischer Ausschluss sowie die Nichtanerkennung und Herabsetzung von Arbeiter*innen, Arbeitslosen und armutsbetroffenen Menschen gemeint (Baron, 2014, S. 227). In diesem Sinne wird mit Klassismus die Unterdrückung aufgrund der sozialen Position und der sozialen Herkunft gemeint (Kemper, 2015, S. 25).

Gemäss der Argumentation von Kemper und Weinbach (2016) geht es beim Klassismusbegriff weniger um eine starre Definition oder begriffliche Schärfe, sondern mehr um die Beschreibung des Phänomens sowie die Sensibilisierung dafür (S. 14). In diesem Zusammenhang fügen sie hinzu, dass Klassismus auch immer etwas mit Ausbeutung zu tun hat. Diese zeichnet sich durch die ungleiche und unterschiedliche Verteilung von Ressourcen aus. Dabei kommen sie zum Schluss, dass das System der sozialen Ungleichheit nicht allein aufgrund ökonomisch strukturierter Ausbeutungsverhältnisse (re)produziert werden kann, sondern dass es dazu auch immer soziale Gruppen benötigt, die durch Zuschreibungen von aussen sowie Selbstzuschreibungen gebildet und herabgesetzt werden (S. 15). Unumstritten ist, dass der Aspekt der materiellen Ressourcen und der Zuschreibung untrennbar miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig bedingen. Auf die Verwobenheit dieser beiden Aspekte wird im nächsten Kapitel näher eingegangen (vgl. Kapitel 3).

Mit der Erweiterung des Klassenbegriffs um Klassismus, fand zeitgleich ein Paradigmenwechsel statt, der dazu führte, dass soziale Differenzen mehrheitlich als konstruiert begriffen wurden (Kubisch, 2008, S. 17). In vorliegender Arbeit wird deshalb der Begriff Klassismus verwendet, da dieser sowohl die Konstruiertheit als auch den ökonomischen Aspekt vereint. Zugleich soll an dieser Stelle festgehalten werden, dass

Klassismus auch in der Theorielinie des Poststrukturalismus nicht ausschliesslich als konstruiert verstanden werden darf, da klassistische Differenzierungen auf tatsächlich existierenden ökonomischen Unterschieden basieren. Da diese Arbeit allerdings nach den (Aus-)Wirkung von Klassismus fragt, wird auch der Fokus auf den konstruktivistischen Aspekt von Klassismus und weniger auf den ökonomischen Aspekt gelegt. Entsprechend wird es im nachfolgenden Kapitel einerseits um ethnomethodologische Ansätze wie das Konzept des „doing class“ als Erweiterung von „doing difference“ gehen und andererseits um sozialkonstruktivistische Ansätze, wie Soziale Institutionen, Diskurse und Repräsentationsverhältnisse Klassismus reproduzieren und stabilisieren.

2.2 Konstruktivistische Herstellung von Klassismus

Wie bereits erwähnt, vollzog sich Ende der 1980er Jahren eine „konstruktivistische Wende“ im Hinblick auf die Erklärung sozialer Ungleichheiten (Kubisch, 2008, S. 17). Ausgangspunkt der konstruktivistischen Perspektiven ist, das in Frage stellen der naturalistischen und kulturalistischen Begründungen sozialer Differenzen (S. 18). Naturalisierungen bezüglich Klassismus lassen sich beispielsweise in Diskussionen rund um die Messbarkeit und Vererbung von Intelligenz beobachten, mit denen die Naturgegebenheit menschlicher Fähigkeiten und damit verbundene Klassenordnungen legitimiert wurden (Kemper & Weinbach, 2016, S. 24). Auch Kulturalisierungen von Klassismus lassen sich nach wie vor im aktuellen Diskurs finden. So beispielsweise in theoretischen Ansätzen, die davon ausgehen, dass es gut sei, dass wir in einer klassistischen Gesellschaft leben und nur soziale Ungleichheit „Zivilität“ hervorbringe. Dabei wird davon ausgegangen, dass jede Klasse ihre „Kultur“ habe und dies auch gut sei (S. 25). Der Naturalisierung und Kulturalisierung diametral gegenüber positioniert sich der Konstruktivismus, der die „Gemachtheit“ von Kategorien in den Fokus stellt. Dabei lassen sich diverse konstruktivistische Strömungen ausmachen, von denen zwei im Folgenden im Zusammenhang mit der jeweiligen Sichtweise auf die Konstruktion von Klassismus näher betrachtet werden sollen.

2.2.1 Interaktionistische Herstellung von Klassismus

Wie in der Einleitung zu diesem Kapitel bereits erwähnt, wurde unter Klasse mehrheitlich ökonomische Unterschiede und darauf basierende Differenzierungen verstanden. Erst die ethnomethodologische Perspektive auf die Kategorie *gender* und dem daraus entwickelten Konzept „doing difference“, führte zu einer konstruktivistischen Betrachtung von Klassismus (Chassé, 2016, S. 38). Dabei fragt die Ethnomethodologie, wie das, was als objektive Tatsachen wahrgenommen wird, in Handlungen produziert wird (Kubisch, 2008, S. 17). Die mikrosoziologische Ebene der Interaktion wird damit in den Fokus gerückt und somit situative, alltägliche Kommunikationsprozesse zwischen Individuen (S. 18).

Kurz gesagt geht es dabei um die situationsbezogene Herstellung von Differenz und dadurch auch um Mechanismen der Darstellung und Zuschreibung.

Auf diese situationsbezogene Herstellung von Differenz machten zunächst die *gender*-Theorien aufmerksam, die feststellten, dass *gender* in interaktionistischen Situationen ständig hergestellt und bestätigt wird. Das Konzept des „doing gender“ als Hervorbringung von Geschlecht in alltäglichen Interaktionen von West & Zimmermann (1987) findet 1987 großen Anklang und wird daraufhin von West & Fenstermaker (1995) auf das Konzept des „doing difference“ ausgeweitet (zitiert nach Kubisch, 2008, S. 28). Obwohl beide Konzepte Kritikpunkte aufweisen, die insbesondere bezogen auf Klassismus berücksichtigt werden müssen, liefert das daraus abgeleitete Konzept des „doing class“ wichtige Erklärungsansätze für die Herstellung von Klassismus. Dabei fokussiert „doing class“ auf interaktive und subjektive Momente, in denen klassistische soziale Realität und Subjektivität hergestellt wird (Chassé, 2016, S. 38).

Chassé (2016) definiert „doing class“ als „eine situations- und kontextbezogene Vielfalt von Interaktionen und Praktiken (...), in denen Individuen, Gruppen und Institutionen ihre soziale Wirklichkeit und damit zugleich ihre soziale Verortung andauernd neu 'bewerkstelligen'“ (S. 38). Dabei zielt das „doing“ nicht darauf ab, soziale Positionen als Merkmal von Subjekten zu beleuchten, sondern soziale Prozesse in den Fokus zu rücken, welche den sozialen Status als konstitutive Unterscheidung hervorbringen sowie reproduzieren (S. 39). Damit einher geht, dass erst in Kontakt mit anderen, ein sinnhafter Handlungszusammenhang hervorgebracht wird. Erst die Zuschreibung einer Bedeutung bildet Differenz (Kubisch, 2008, S. 21; Chassé, 2016, S. 39). In diesem Zusammenhang wird oft auf den aus dem Konzept des „doing gender“ stammenden Begriff der „accountability“ verwiesen, welcher darauf hinweist „(...), dass das in Interaktionen situativ Hergestellte im Lichte tradierter gesellschaftlicher Normen und Ordnungsvorstellungen angemessen sein muss“ (Diehm, Kuhn & Machold, 2013, S. 34). Anders ausgedrückt ist damit die Ausrichtung des Verhaltens an den der Klasse entsprechenden normativen Erwartungen der anderen gemeint, wodurch auch das eigene Verhalten Klassismus ständig reproduziert. Folgerichtig handelt man somit stets im Risiko, entsprechend der eigenen Klassenzugehörigkeit bewertet zu werden (Kubisch, 2008, S. 29). Chassé (2016) seinerseits verweist im Zusammenhang mit „accountability“ auf die Theorie der intersubjektiven Konstitution von sozialer und personaler Identität nach Georg Herbert Mead und hält pointiert fest, dass man eine soziale Position erst dann hat, wenn man sie für andere hat (S. 39). Das zum Ausdruck bringen der eigenen Zugehörigkeiten sowie das Bestätigen bzw. Zurückweisen derselben von anderen Akteur*innen, betrifft allerdings nicht nur das

Erfüllen normativer Erwartungen, sondern ebenso die Abweichung von diesen (Walgenbach, 2017, S. 592). Dazu hält Chassé (2016) fest, dass abweichendes Verhalten durch das Regelsetzen von Gruppen konstruiert ist und demzufolge ein gesellschaftlicher Prozess darstellt. Folglich stelle sich die Frage nach der Macht unterschiedlicher sozialer Gruppen, welche die Regeln aufstellen und für andere durchsetzen können (S. 39).

Erneut angelehnt an das Konzept des „doing gender“ stellt Kalthoff (2018) fest, dass auch Klassismus allgegenwärtig und omnirelevant ist und in sozialen Prozessen kontinuierlich auf Klassifizieren und Klassifiziert-Sein hingewiesen werden kann (S. 93). Damit adaptiert er die von West & Zimmermann postulierte Omnirelevanz von Geschlecht auf Klassismus. West & Zimmermann halten fest, dass die Differenzierung von Geschlecht allen sozialen Interaktionen als Deutungsressource zugrunde liegt und damit in allen sozialen Situationen wirksam ist. Sie gehen des Weiteren von der „Annahme der Gleichursprünglichkeit von Differenzierung und Hierarchisierung“ aus. Damit wird aufgezeigt, dass im Prozess der Herstellung von Geschlecht zugleich ein Über- und Unterordnen stattfindet und somit die patriarchalische Gesellschaftsstruktur stabilisiert wird (zitiert nach Kubisch, 2008, S. 24). Modifiziert auf Klassismus heisst das, dass während der interaktionistischen Hervorbringung von Klassismus zugleich eine Bewertung und Differenzierung anhand klassistischer Zuschreibungen geschieht. Dadurch wird Klassismus reproduziert und aufrechterhalten. Im Konzept des „doing differences“ weisen West & Fenstermaker (1995) darauf hin, dass sämtliche Kategorien sozialer Ungleichheit im Alltag determinierend sind und es demzufolge unvermeidbar ist, Differenzierung und Hierarchisierung anhand dieser herzustellen. Zudem bilden sich die Kategorien im Kontext der Hervorbringung der jeweils anderen Kategorien (Kubisch, 2008, S. 30).

Die starke Fokussierung auf die Ebene der Interaktion wurde der ethnomethodologischen Perspektive kontinuierlich vorgeworfen. Es wurde stets darauf hingewiesen, dass Interaktionen sich im Rahmen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen vollziehen und diese bei den „doing“ Konzepten vernachlässigt werden. Zudem wird auch kritisiert, dass ausgehend vom Konzept des „doing gender“ dieses mithilfe des Konzepts des „doing difference“ einfach auf alle Kategorien sozialer Ungleichheit umgemünzt wurde, ohne die jeweiligen Besonderheiten der einzelnen Kategorien zu beachten (Kubisch, 2008, S. 32). Der wohl grösste Kritikpunkt an der ethnomethodologischen Perspektive ist jedoch, dass die Stabilität der Kategorien, welche von gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen aufrechterhalten werden, ausgeblendet werden (S. 19). Das heisst, durch die Situationszentriertheit ethnomethodologischer Perspektiven, können diese nur äusserst begrenzt die (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit erklären (Diehm et al., 2013, S. 42).

Insbesondere für Klassismus ist das Ausblenden sozialer Strukturen schwerwiegend, da damit Ergebnisse früherer Differenzierungsprozesse und somit das „Gewordensein“ sozialer Ungleichheit übergangen wird (Kubisch, 2008, S. 60).

Um den oben formulierten Kritikpunkten Rechnung zu tragen, wird im nächsten Unterkapitel die strukturelle Reproduktion von Klassismus genauer betrachtet. Dabei werden auch kurz aktuelle Diskurse rund um Klassismus sowie Repräsentationsverhältnisse beleuchtet, da diese insbesondere für die Soziale Arbeit äusserst aufschlussreich sind.

2.2.2 Strukturelle Reproduktion von Klassismus

Nachdem im vorangegangenen Kapitel auf die alltägliche und situative (Re-)Produktion von Klassismus und somit die interaktive Herstellung eingegangen wurde, soll im vorliegenden Abschnitt der Fokus auf der strukturellen Reproduktion liegen, in welchen sich diese Handlungen und Prozesse abspielen. Dabei geht es vor allem um die institutionelle Aufrechterhaltung und damit einhergehenden Stabilität von Klassismus und wie unsere Gesellschaft von klassistischen Strukturen durchzogen und geprägt ist. Da die Arbeit nach (Aus-)Wirkungen von Klassismus fragt und weniger nach den ökonomischen Ressourcen, die Zugänge ermöglichen resp. verhindern, wird im Folgenden der Fokus auf strukturelle Machtverhältnisse, Zuschreibungen aufgrund dieser sowie Diskurs- und Repräsentationsverhältnisse gelegt.

Die Kategorie Klasse wurde in der Ungleichheitsforschung üblicherweise als Struktur- und Analysekatgorie verstanden. Alle Klassenbegriffe haben das Ziel, die Strukturen sozialer Ungleichheit zu erklären sowie deren strukturellen Ursachen zu ergründen (Baron, 2014, S. 230). Im Zuge dieser Betrachtung von Klasse (die Autor*innen würden sagen Klassismus), definiert Kemper (2015) Klasse als Unterdrückung aufgrund der sozialen Position und sozialen Herkunft. Dabei spielen auch Ausbeutung, Gewalt, Ohnmacht und Marginalisierung eine Rolle (S. 25). Auch Kemper und Weinbach (2016) sprechen im Zusammenhang mit Klassismus von einem „Ausschluss von materiellen Ressourcen und politischer Partizipation, (...) die Verweigerung von Respekt und Anerkennung gegenüber Menschen (...)“ (S. 7). Damit stellen sie klar, dass Klassismus nicht nur aufgrund ungleicher ökonomischer Ressourcen geschieht, sondern auch aufgrund der Zuschreibungen von Werten und Fähigkeiten, Selbstzuschreibungen sowie kultureller Praxen (S. 15). Klaus (2015) führt aus, dass die systematische Unterdrückung von Menschen aufgrund ihres ökonomischen Status mit kultureller Hegemonie, Subalternität, Inklusion, Exklusion sowie Marginalisierung einhergeht (S. 41).

Dies verdeutlicht, dass Klassismus auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse zur Folge hat und innerhalb von diesen die Absicht besteht, Betroffene zu unterdrücken und sie in ihrem deprivilegierten Status zu halten resp. die eigene privilegierte Position zu sichern.

Kemper und Weinbach (2016) beschreiben, dass Klassismus in Institutionen und durch Institutionalisierungen hervorgebracht wird (S. 30). Dabei weisen sie darauf hin, dass es keinen gesellschaftlichen Bereich gibt, der nicht klassistisch geprägt ist. Dem schliesst sich Kubisch (2008) insofern an, als dass sie auf das soziologische Konzept der Sozialen Institution verweist, welches auf die historische Stabilität von ungleichheitsgenerierenden Kategorien aufmerksam macht (S. 38). Als Beispiel kann die soziale Institution „Schule“ herangezogen werden, welche als eine Reproduktions-, Allokations- sowie Legitimationsinstitution von Klassismus gesehen wird (Klundt, 2017, S. 45). Da sich die Gewohnheiten der Institution Schule an der gesellschaftlichen Mittelklasse orientierten, trägt sie massgeblich zur Stabilisierung und Reproduktion von Klassismus bei (Initiative intersektionale Pädagogik, 2015, S. 41). Dadurch, dass der Schule zusätzlich die Funktion der Normierungspraxis zukommt und diese sich wie bereits erwähnt an der gesellschaftlichen Mittelklasse orientiert, werden in der Schule zusätzlich diejenigen privilegiert, welche dem Mittelklassenideal entsprechen (Bauer & Vester, 2015, S. 560). Durch Prozesse der Wiederholung und Habitualisierung werden damit systematische Ungleichheit und Differenzierungspraxen innerhalb sozialer Institutionen perpetuiert und tragen somit zur historischen Kontinuität und Stabilität dieser bei (Kubsich, 2008, S. 67).

Ein weiterer Erklärungsansatz von Klassismus findet sich in der diskursiven Konstruktion von Betroffenen. Durch persistente mediale Thematisierung ungleichheitsgenerierender Kategorien werden Herrschaftsverhältnisse gerechtfertigt und erscheinen dadurch als „normal“ und „natürlich“ (Tischhauser, 2019, S. 2). Dabei generieren Diskurse eigenes Wissen und Macht und (re-)produzieren dadurch Ausgeschlossenes (Purtschert & Meyer, 2010, S. 135). Diskurse beschreiben Realität nicht nur, sondern stellen sie her, sie produzieren Realität. Dadurch bringen sie machtvolle Wahrheiten zu entsprechenden Gegenständen hervor (Tischhauser, 2019, S. 2). Klassismus reproduziert sich in Diskursen rund um armutsbetroffene Menschen. So titulieren sie sich in der „Unterschichtsdebatte“ (Klaus, 2015, S. 42), der „Faulheit“ und Unwilligkeit zum Arbeiten von Erwerbslosen (Baron, 2014, S. 229) sowie in der anhaltenden Stigmatisierung von Sozialhilfebezüger*innen (Schäfer, 2021, S. 212). Dabei wird insbesondere ein diskursives Argumentationsnarrativ zentral: armutsbetroffene Menschen seien selbst schuld an ihrer Situation (Kemper & Weinbach, 2016, S. 18). Wenn sie sich nur genügend anstrengen würden und auch wirklich einen Job wollten, würde das auch klappen. Diese Anforderungen an von Armut betroffene Menschen ist geprägt

von der Ideologie der Meritokratie, nach der alle, die sich nur genug bemühen würden, es auch schaffen können (Castro Varela, 2014). Dieser Diskurs, der strukturelle Benachteiligung individualisiert, führt einerseits zu einem gewaltvollen Ausschluss der Marginalisierten, andererseits führt er sowohl zu einer Legitimierung als auch zu einer Verschleierung struktureller Ungleichheiten (Castro Varela, 2014; Chassé, 2016, S. 36). Die Verschleierung struktureller Bedingungen trägt dazu bei, dass sozialer Ausschluss armutsbetroffener Menschen nicht oder nur äusserst marginal thematisiert wird (Chassé, 2016, S. 37). Der aktuelle Diskurs zu Klassismus generiert so ein neues Verständnis von Ausschluss, nach welchem alle, die ausserhalb der Gesellschaft stehen selbstverantwortlich dafür sind. Zusätzlich hat diese Aussage eine moralische Konnotation, die bei Betroffenen Schuld und Scham hervorrufen kann (Chassé, 2016, S. 37; Baron, 2014, S. 234).

Eng verknüpft mit der Diskursthematik ist die Frage der Repräsentation. Diese beinhaltet Fragen wie, wer überhaupt Zugang zum Diskurs hat, wer die Macht hat etwas zu sagen und wer bestimmt, was gesagt werden darf. Wie Diskurse sind auch Repräsentationsverhältnisse von Machtstrukturen durchzogen. Gayatri Chakravorty Spivak, eine Mitbegründerin der Postkolonialen Theorien, unterscheidet zwei Arten von Repräsentation. Zum einen das Darstellen als ein „Sprechen über“, welches in zweierlei Hinsicht machtvoll ist, denn dadurch werden Marginalisierte gebändigt, domestiziert und unterworfen. Zugleich macht erst die Praxis des „Sprechens über“, die Marginalisierten zu den Marginalisierten, sie werden von dieser gewissermassen hervorgebracht. Zum anderen benennt Spivak die Vertretung als ein „Sprechen für“ als Form von Repräsentation (zitiert nach Castro Varela, 2015, S. 326; Broden & Mecheril, 2007, S. 10). Durch ihren besseren Zugang zu Produktionsmitteln, ihrem höheren Bildungsstatus sowie ihrer finanziellen Lage ist mehrheitlich die privilegierte Gruppe in der machtvollen Position, die beherrschte Gruppe zu repräsentieren und somit über sie zu sprechen (Richter, 2015, S. 316). Dies bedeutet zugleich, dass die Möglichkeit sich selbst darzustellen ungleich verteilt ist und abhängig von klassistischen Aspekten und damit zusammenhängend von privilegierten und benachteiligten Positionen ist. Privilegierte Gruppen sind demnach in der machtvollen Position zu bestimmen, wie über die Marginalisierten gesprochen wird und können diese zugleich repräsentieren, womit die Privilegierten gewissermassen die Marginalisierten „machen“ (Broden & Mecheril, 2007, S. 10). An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass kaum Literatur zur Verknüpfung von Klassismus und Repräsentationsverhältnissen zu finden ist. Einzig Kemper (2015) stellt in seinem Aufsatz die Frage „Wer spricht?“ und stellt daran anschliessend fest, dass „von Klassismus betroffene Menschen selten in akademischen, politischen, juristischen oder medialen Sprecher*innenpositionen zu finden“ sind (S. 26). Ausgehend von dieser Feststellung schlussfolgert er, dass wenn es keine Erfahrungen mit Klassismus gebe, dieser auch nicht thematisiert werde (ebd.). Die Nicht- Thematisierung der strukturellen Reproduktion von

Klassismus zeigt sich einerseits in den Diskursen, in welchen Armut wie oben erwähnt, subjektiviert wird. Andererseits kristallisiert sich durch die Beobachtung der Diskurse heraus, dass die Repräsentationsverhältnisse auch um Klassismus ungleich verteilt sind und dadurch die privilegierte Gruppe über die Macht verfügt, die von Klassismus Betroffenen darzustellen und zu repräsentieren.

Abschliessend an die Ausführungen von Klassismus aus konstruktivistischer Perspektive, soll an diesem Punkt auch noch auf die Kritik daran eingegangen werden. Wie bereits erwähnt zeichnet sich die Kategorie Klasse massgeblich durch den materiellen Aspekt aus. So weist Baron (2014) daraufhin, dass Klassismus nicht analog zu Rassismus und Sexismus analysiert werden kann, da Klassismus nicht nur konstruiert sei (S. 229). Er führt weiter aus, dass die Dekonstruktion der Funktions- und Wirkungsweisen von Klassismus nicht zu einer Beseitigung der materiellen Aspekte führen, sondern diese dadurch verschleiert werden. Die Eingebundenheit in das kapitalistische Gesellschaftssystem muss zwingend berücksichtigt werden, denn die ökonomischen Ressourcen sind zentrales Moment und entscheiden massgeblich über Zugänge und weitere Ressourcen (ebd.). Allerdings überzeugt die konstruktivistische Perspektive in zweierlei Hinsicht: zum einen kristallisiert sich heraus, dass klassistische Diskriminierung nicht nur auf ökonomischen Faktoren beruht, sondern auch symbolische Zuschreibungen u.ä. umfasst. Zum anderen wird der subtil wirkende, jedoch machtvolle Einfluss von Klassismus auf die Gesellschaft und damit die Verwobenheit von Klassismus in gesellschaftlichen Strukturen betont. Wie bereits erwähnt, liegt der Fokus vorliegender Arbeit auf den sozialen und kulturellen Faktoren von Klassismus, wobei im nächsten Kapitel (vgl. Kapitel 3) etwas näher auf den ökonomischen Aspekt und vor allem die Verschränkung von kulturellem und ökonomischen Aspekt eingegangen wird.

2.3 Klassismus und Sozialisation

Nachdem auf die konstruktivistische Perspektive von Klassismus eingegangen wurde, soll in diesem Unterkapitel auf die Bedeutung der Sozialisation eingegangen werden. Wimmer (2018) führt aus, dass Klassismus unter konkreten sozioökonomischen Bedingungen zwar entsteht und doch erlernt wird (S. 275). Auch Kemper und Weinbach (2016) betonen, dass Klassismus einerseits ein System der Zuschreibungen von Werten und Fähigkeiten ist, diese jedoch aus dem ökonomischen Status abgeleitet resp. konstruiert werden (S. 17). Die Systeme dieser Zuschreibungen werden durch Sozialisationsprozesse geprägt und erlernt. Sozialisationsforschung nimmt die Spannungsverhältnisse zwischen Individuum und Gesellschaft in den Blick (Grendel, 2019a, S. 58). Dabei stellt Sozialisation in der Ungleichheitsforschung seit jeher ein zentraler Begriff dar, der das Spannungsverhältnis

zwischen „Vergesellschaftung“ und „Vergemeinschaftung“ fassen soll (Bauer & Vester, 2015, S. 557). Folglich stellt Sozialisation einen funktionalistischen Prozess dar, durch den die in einer Gesellschaft herrschenden Normen und Werte an ein Individuum vermittelt werden (May, 2019, S. 127). Durch Sozialisationsprozesse wird erlernt, was „angemessenes“ Denken und Verhalten ist, was anerkannt wird und was nicht. Damit sind Sozialisationsprozesse zugleich auch Normierungsprozesse (Grendel, 2019a, S. 55). An dieser Stelle soll erneut darauf verwiesen werden, dass die privilegierten Gruppen bestimmen, was die anerkannten Normen sind und diese mittels Diskurse und Repräsentationsverhältnisse durchsetzen.

Anschließend an die Definition von Kemper und Weinbach (2016) nach welchen Klassismus unter anderem ein System von Zuschreibungen darstellt, führen sie weiter aus, dass herabsetzende Zuschreibungen schon in der Kindheit verinnerlicht werden (S. 21). Daran anschließend rezitieren sie eine von Armut betroffene Person, welche aussagt, dass Kinder aus der Arbeiter*innenklasse darauf konditioniert wurden gehorsam zu sein, sich selbst gering zu schätzen und sich dumm und machtlos zu fühlen (ebd.). Klassismus prägt das subjektive Verstehen der Welt, es setzt sich aus Verhaltensweisen, Werten und Sprache zusammen und bestimmt, wie man handelt, sich anzieht und bewegt. Klassismus prägt alle Ebenen des gesellschaftlichen Lebens und dementsprechend auch das subjektive Leben (S. 22). Grendel (2019b) fasst zusammen, dass Sozialisationsprozesse geprägt sind durch „Erfahrungen, wie wir sie aufgrund unserer Stellung innerhalb des gesellschaftlichen Machtgefüges machen“ (S. 192). Auch Bourdieu betont, dass die Erfahrungen, welche „(...) Heranwachsende innerhalb ihrer sozialen Klasse machen“ (zitiert nach Grendel, 2019a, S. 55) konstitutiv sind.

Um nicht erneut der Kritik der Vernachlässigung des materiellen Aspekts unterworfen zu sein, muss erwähnt werden, dass auch dieser konstitutiv für die Chancen sowie politische Teilhabe eines Individuums ist. Altreiter (2018) betont, dass „die Klassenlage (...) nach wie vor einen der grundlegenden Mechanismen [darstellt], der die Chancen der Individuen in einer kapitalistischen Gesellschaft, unabhängig von ihrer eigenen Wahrnehmung der Welt, strukturiert“ (S. 262). Klundt (2017) stellt fest, dass das Vermögen äusserst ungleich in der Gesellschaft verteilt ist (S. 42). Zudem werde dieses über Generationen vererbt, was für einige von Beginn an zu besseren Bildungs- und dadurch auch Lebenschancen führt. Dies wiederum mündet zwangsläufig in mehr Macht für die ohnehin Privilegierten (S. 41). Gemäss Klundt werden sich die sozialen Gegensätze in Zukunft verstärken, da diese Prozesse stark von Erbschaften abhängig sind und ebendiese zunehmen würden (S. 42). Ein wichtiger Faktor spiele dabei, dass wohlhabende Menschen meist auch innerhalb ihrer Schicht heiraten würden, wodurch der materielle Reichtum konzentriert werde (ebd.).

Schlussendlich kann bezüglich Sozialisation und Klassismus resümiert werden, dass nicht nur die Wertesysteme und Zuschreibungen bezüglich sozialer Herkunft, sondern auch die materiellen Aspekte von Klassismus qua Existenzbedingungen und Erbschaft weitergegeben werden und dadurch Macht- und Ungleichheitsverhältnisse reproduzieren und stabilisieren. Zudem kristallisierte sich heraus, dass klassistische Bewertungssysteme und Zuschreibungen in Sozialisationsprozessen erlernt werden.

2.4 Klassismus und Soziale Arbeit

Klassismus war seit jeher ein bestimmendes Aufgabenfeld Sozialer Arbeit. So stellte insbesondere der Umgang mit Armut und die Leidminderung dessen den Beginn Sozialer Arbeit dar (Schäfer, 2021, S. 210). Zum Beispiel Thomas von Aquin, der in seinen sechs Werken der Barmherzigkeit den Umgang mit von Armut betroffenen Menschen festhielt. Seither wurde allerdings in der Sozialen Arbeit nur marginal auf Klassismus eingegangen. So ist auch über die verschleierte Mechanismen von Klassismus innerhalb Sozialer Arbeit auf wissenschaftlicher Ebene wenig bekannt (Eilers, 2018, S. 91).

Anschließend an die oben aufgeführten Kapitel der interaktionistischen Herstellung von Klassismus und strukturellen Reproduktion von Klassismus, lässt sich schlussfolgern, dass die Soziale Arbeit gewissermassen als doppelte Akteurin in die Reproduktion von Klassismus verstrickt ist. Im ethnomethodologischen Sinne muss davon ausgegangen werden, dass Sozialarbeitende in Beratungssettings beispielsweise, Klassismus interaktionistisch herstellen. Gemäss dem Konzept des „doing class“ ist anzunehmen, dass sowohl Klient*innen als auch Professionelle ihr Verhalten an der jeweiligen Klassenzugehörigkeit ausrichten und entsprechend agieren. An dieser Stelle sei erneut auf das im oberen Teil beschriebene Klassifizieren und Klassifiziert- Sein in sozialen Prozessen hingewiesen sowie auf die Omnipräsenz von Klassismus. Schliesslich sei noch auf die „accountability“ hingewiesen, nach der situativ hergestellte Differenzen stets an den entsprechend herrschenden Werten und Normen angemessen sein müssen. Des Weiteren kann davon ausgegangen werden, dass die Professionellen meist in privilegierten Positionen sind, während die Klient*innen tendenziell aus benachteiligten Positionen kommen. Damit einher gehen auch gegenseitige Disktinktionsprozesse, innerhalb deren sich die Akteur*innen zwecks Klassenzugehörigkeit von den jeweils anderen abgrenzen (Grendel, 2019a, S. 55). Dies kann in der Sozialen Arbeit etwa mittels spezifischer Sprache geschehen, die für die Klient*innen unzugänglich und deshalb unbekannt ist (Schäfer, 2021, S. 214).

Auch in Bezug auf strukturelle Reproduktion von Klassismus lassen sich etliche Verstrickungen der Sozialen Arbeit feststellen. So beispielsweise in institutionellen Rahmenbedingungen wie Sozialhilfegesetzen, welche einerseits als von den Herrschenden

formulierte Normdefinitionen fungieren, andererseits als Sanktion für von Armut betroffene Menschen gedacht sind, sobald diese von den darin definierten Normen abweichen. Indem die Soziale Arbeit für die Durch- und Umsetzung solcher Rahmenbedingungen verantwortlich ist, reproduziert sie Klassismus und wirkt bei Ausgrenzungsprozessen aktiv mit. Paradoxerweise macht genau das Abweichen von gesellschaftlichen Normen und das „Ausgegrenzt Sein“ Menschen zu potenziellen Adressat*innen Sozialer Arbeit (Schäfer, 2021, S. 215). Im Anschluss an die oben erwähnten Zuschreibungen von Fähigkeiten und Werten, lässt sich auch in der Sozialen Arbeit beobachten, dass Professionelle Adressat*innen aufgrund ihrer Klassenherkunft bewerten und behandeln (S. 217). Dies sei besonders in jenen Arbeitsbereichen zu beobachten, in denen die Sozialarbeitenden durch die institutionellen Strukturen umfangreiches Wissen über ihre Klient*innen erhalten, wie beispielsweise in der Familienanamnese (ebd.). Auch die herrschenden, herabsetzenden Diskurse rund um Armutsbetroffene, Wohnungslose und Sozialhilfebeziehende beeinflussen Sozialarbeitende. Dabei ist der meritokratische Gedanke, dass alle selber für ihre Lebenslagen verantwortlich sind, auch bei Sozialarbeitenden vorzufinden. Auch das Subjektivieren von sogenannten Erfolgsgeschichten, in denen Armutsbetroffene „es da raus geschafft haben“ untermauern und stabilisieren die meritokratischen und neoliberalistischen Anforderungen unserer Gesellschaft. Zudem kann der Sozialen Arbeit auch hier vorgeworfen werden, durch die „Duldung“ solcher Diskurse, das „Nicht-Beziehen“ von aktiven Gegenpositionen, diese dadurch gewissermaßen zu bestätigen und dabei auch zu reproduzieren. Des Weiteren soll darauf hingewiesen werden, dass auch die Repräsentationsverhältnisse in Bezug auf Klassismus von der Sozialen Arbeit nur sehr marginal thematisiert werden und es noch weniger Bestrebungen zu geben scheint, diese zu irritieren.

Abschließend lässt sich Soziale Arbeit sowohl als soziale Institution, als auch als Sozialisationsinstanz definieren. Dabei ist eine Kernaufgabe Sozialer Arbeit das zuweilen konfliktbelastete Spannungsverhältnis zwischen Subjekt und Gesellschaft zu entschärfen (Ziegler, 2015, S. 453). Der Sozialen Arbeit kommt eine Integrationsfunktion von sanktionierten Individuen zu, die aufgrund von normabweichendem Verhalten aus der Gesellschaft exkludiert wurden. Dies lässt sich besonders gut im Feld der Arbeitsintegration feststellen, in welchem die Soziale Arbeit die Aufgabe hat, Individuen, welche ihre Arbeitskraft im Produktionskreislauf nicht mehr zu Verfügung stellen können, wieder in diesen zu integrieren. Gelingt dies nicht, wird versucht, sie allenfalls auf dem „zweiten Arbeitsmarkt“ unterzubringen, was erneut dem meritokratischen Leistungsgedanken sowie einer klassistischen Bewertung entspricht. Becker (2020) verortet zudem Soziale Arbeit als Sozialisationsinstanz im Zusammenhang mit Klassismus, ebenso im Feld der Gemeinwesenarbeit und dem Handlungskonzept der Sozialraumorientierung. So ist es die Aufgabe der Sozialen Arbeit in Quartieren mit

sozialbenachteiligten Gruppen, durch spezifische Angebote deren Zugang zu gesellschaftlich anerkannten Ressourcen zu stärken (S. 9). Durch Jugend- und Quartiertreffs ist sie somit einerseits Sozialisationsinstanz, andererseits stark von der Thematik rund um Klassismus und damit zusammenhängenden Herausforderungen konfrontiert, wie beispielsweise Working Poor, erschwerter Zugang zu Bildungsinstitutionen usw.

2.5 Fazit

In diesem ersten Theoriekapitel wurde Klassismus aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Dabei kristallisierte sich heraus, dass die Thematik rund um Klassismus einerseits äußerst komplex und vielschichtig ist, andererseits in poststrukturalistischer Betrachtungsweise in den Sozialwissenschaften und damit auch in der Sozialen Arbeit nach wie vor deutlich unterrepräsentiert ist.

Es wurde auf die aus dem Konstruktivismus stammende ethnomethodologische Perspektive eingegangen, nach welcher Klassismus in situativen und interaktionistischen Momenten entsteht. Dabei wurde darauf hingewiesen, dass sich die situative Herstellung von Differenzen, stets an gesellschaftlich anerkannten Normen und Werten orientiert. Auch konnte festgestellt werden, dass Klassismus als Deutungsressource von Interaktionen omnipräsent und in allen sozialen Situationen wirksam ist. Zudem wurde darauf eingegangen, dass während der interaktionistischen Herstellung von Klassismus, zugleich eine Hierarchisierung stattfindet. Durch diesen mikrosoziologischen Prozess wird Klassismus in der Gesellschaft ständig reproduziert und somit aufrechterhalten.

Die sozialkonstruktivistische Perspektive interessiert sich für die Stabilität und Reproduktion von Klassismus durch die institutionellen Rahmenbedingungen innerhalb von herrschenden Macht- und Ungleichheitsverhältnissen. Klassismus wird in und durch Institutionen und Institutionalisierungen hervorgebracht. Dabei handelt es sich um ein System von Zuschreibungen und Bewertungen anhand von Normen und Werten, durch welche Menschen ausgeschlossen und unterdrückt werden. Die geltenden Normen und Werte werden dabei von den privilegierten Gruppen in Diskursen und Repräsentationen durchgesetzt. Die Abwertung von Klassismus Betroffenen dient einerseits zur Aufrechterhaltung und Legitimierung des kapitalistischen Gesellschaftssystems, andererseits um sich gegenüber den Sozialhilfebeziehenden, Armutsbetroffenen usw. abzugrenzen und dadurch die eigene soziale Position zu schützen. Es kristallisierte sich zudem heraus, dass Klassismus unter anderem ein strukturelles Problem ist, welches mittels meritokratischen und neoliberalistischen Prinzipien subjektiviert und somit den Betroffenen die Schuld für ihre Situation gegeben wird. Dadurch werden die strukturellen Ungleichheiten verschleiert.

Des Weiteren wurde auf die Bedeutung der Sozialisation eingegangen, in welcher die herrschenden Normen und Werte an das Individuum vermittelt werden. Dabei konnte dargelegt werden, dass die klassistischen Systeme der Zuschreibungen und Abwertungen in der Kindheit erlernt werden. Damit zusammenhängend wurde darauf aufmerksam gemacht, dass klassistische Sicht- und Verhaltensweisen eine Person und deren Leben entscheidend prägen.

In Bezug zur Sozialen Arbeit konnte aufgezeigt werden, dass deren Geschichte von Themen rund um Klassismus geprägt ist und bis heute zahlreiche Arbeits- und Aufgabenfelder bestehen, welche Klassismus Betroffene als Klient*innen haben. Zugleich wurde auf das in der Sozialen Arbeit ständig herrschende Spannungsverhältnis aufmerksam gemacht, nach welchem sich Soziale Arbeit durch Interventionshandeln bei Exkludierten auszeichnet und legitimiert. Durch das gesamtgesellschaftlich vorherrschende Prinzip der Meritokratie scheinen auch in der Sozialen Arbeit die strukturellen Problematiken hinsichtlich Klassismus wenig thematisiert zu werden. Hinzu kommt, dass davon auszugehen ist, dass auch Sozialarbeitende in Beratungssettings mittels Interaktionen Klassismus herstellen.

Bezogen auf die Leitfrage kann zusammengefasst werden, dass die Gesellschaft von Klassismus durchzogen und geprägt, dieser also omnipräsent ist und sowohl in interaktionistischen Momenten hergestellt, als auch durch Diskurs- und Repräsentationsverhältnisse ständig (re)produziert wird. Zudem kristallisierte sich heraus, dass die klassistischen Strukturen prägend für die Wahrnehmung von sich und Welt ist sowie mittels Sozialisationsprozessen erlernt werden.

3. Theorie des sozialen Raumes nach Bourdieu

Nachdem eingehend auf das Spannungsverhältnis zwischen Struktur und Handlung, Subjekt und Gesellschaft bezüglich Klassismus und damit zusammenhängend auf die Reproduktion sozialer Ungleichheit eingegangen wurde, soll nun mithilfe der Theorie Pierre Bourdieus dieser Dualismus entschärft resp. überwunden werden. Um die Reproduktion sozialer Ungleichheit auf allen Ebenen zu erkennen sowie deren Interdependenzen, ist die Überwindung dieses Dualismus entscheidendes Moment. Folgendes Kapitel trägt insofern zur Beantwortung der Leitfrage bei, als dass eine Basis zum vertiefteren und differenzierterem Verständnis des professionellen Habitus und des professionellen Handelns geschaffen wird. Auch zur Skizzierung des eigenen Reflexionsansatzes und der darin erhaltenen Reflexion der eigenen Position im sozialen Raum, trägt nachfolgendes Kapitel bei, indem basierend auf den Kapitalformen, die Position im sozialen Raum thematisiert wird. Zudem dient die Theorie Pierre Bourdieus als Erklärungsansatz zur strukturellen und interaktiven Reproduktion sozialer Ungleichheit, in welcher klassistische Differenzen – soweit sei vorausgegriffen – eine konstitutive Rolle spielen.

Bourdieu's Theorie zeichnet sich durch eine hohe Komplexität aus, zudem verfasste er eine Vielzahl an Texten und Abhandlungen, welche von ihm kontinuierlich weiterverarbeitet, geändert und angepasst wurden (van Essen, 2013, S. 17; Liebau, 2012, S. 355). Dementsprechend herausfordernd gestaltet es sich, einen umfassenden Überblick zu seinem Gesamtwerk zu erhalten. Aus diesem Grund wird zunächst das Kernstück von Bourdieus Schaffen, das Habituskonzept, genauer beleuchtet. Dieses vermag den bereits erwähnten Dualismus von Individuum und Gesellschaft zu überwinden. Daraufhin folgt die eingehende Betrachtung des Kapitalbegriffs nach Bourdieu, welcher insbesondere bezogen auf Klassismus und Sozialisation, zu neuen Erkenntnissen führen soll. Am Schluss dieses zweiten theoretischen Teils, werden das Habituskonzept und der Kapitalbegriff mithilfe der Theorie des sozialen Raums aufeinander bezogen und miteinander in Verbindung gebracht. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse sind auch Grundlage für die Skizzierung des Reflexionsansatzes. In einem abschliessenden Teil erfolgt eine kurze Bilanzierung, dabei wird ein Bezug zum vorangehenden Kapitel hergestellt sowie Erkenntnisse bezüglich Sozialer Arbeit und der Leitfrage erläutert.

3.1 Habituskonzept

Wie bereits erwähnt stellt das Habituskonzept gewissermaßen das Kernstück in Bourdieus Werken dar (El-Mafaalani, 2012, S. 65). Dabei ist der Habitus nicht nur das zentrale Theorieelement, sondern zugleich die Basis für das weitere Verständnis seiner Überlegungen

(Lenger, Schneickert & Schumacher, 2013, S. 18). Die Entwicklung des Habituskonzept entstand gemäss Bourdieu während seiner frühen Forschungen in Algerien, wobei er den Begriff damals noch nicht explizit nannte, sondern von „Ethos“ sprach (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 89; Lenger et al. 2013, S. 15). Dabei muss jedoch betont werden, dass die theoretischen Grundlagen für die Entwicklung des Habituskonzepts nicht durch praktische Auseinandersetzungen in Algerien entstanden, sondern aufgrund der philosophischen Vorbildung Bourdieus (Lenger et al. 2013, S. 15). Der Habitusbegriff bezeichnet die „Vermittlung zwischen Struktur und Praxis“, er löst damit die vermeintlichen Gegensätze von Individuum und Gesellschaft auf (Bourdieu, 2015a, S. 125). Bourdieu definiert Habitus als „ein System von Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata“ (S. 153), welche Ausdruck sämtlicher früher inkorporierter Erfahrungen ist (Lenger et al., 2013, S. 19). Der Habitus umfasst demzufolge die allgemeine Grundhaltung einer Person und meint sowohl die innere als auch die äussere Haltung (van Essen, 2013, S. 34). Bourdieu betont, dass es sich beim Habitus nicht um eine Natureigenschaft handelt, sondern dass dieser in Sozialisationsprozessen erworben werden muss (Liebau, 2012, S. 363).

Dem Habitus kommt dabei eine Doppelfunktion zu: einerseits entspricht er einer sozialen Praxis (*opus operatum*), andererseits stellt er diese auch her (*modus operandi*) (Lenger et al., 2013, S. 19). Bourdieu selbst drückt diese Doppelfunktion des Habitus wie folgt aus: „Der Habitus ist nicht nur strukturierende, die Praxis wie deren Wahrnehmung organisierende Struktur, sondern auch strukturierte Struktur (...)“ (Bourdieu, 2014, S. 279). Mit strukturierter Struktur meint er, dass der Habitus abhängig von gesellschaftlichen, historisch überdauernden und sozialen Bedingungen ist (van Essen, 2013, S. 34). Anders ausgedrückt kann gesagt werden, dass mit dem *opus operatum* die gesellschaftliche Einwirkung auf ein Subjekt gemeint ist, sowie die Verinnerlichung dieser Strukturen. Die Verinnerlichung geschieht dabei systematisch und dauerhaft, allerdings nicht mechanisch (Lenger et al., 2013, S. 20). Die gesellschaftlichen Bedingungen unterscheiden sich je nach Klassenzugehörigkeit, somit ist der Habitus „(...) schon immer an eine spezifische Sozillage gebunden. Der Habitus ist von vornherein Ausdruck und Ergebnis der Konstellation der Grossgruppen im Raum der sozialen Ungleichheit; er ist ein Klassenhabitus“ (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 90). Bourdieu (2014) fasst zusammen, dass „in den Dispositionen des Habitus (...) somit die gesamte Struktur des Systems der Existenzbedingungen angelegt [ist], so wie diese sich in der Erfahrung einer besonderen sozialen Lage mit einer bestimmten Position innerhalb dieser Struktur niederschlägt“ (S. 279). Zugleich kann der Habitus auch als *modus operandi* bezeichnet werden, da durch die Grundhaltung auch soziale Praxen hervorgebracht werden (van Essen, 2013, S. 35). Bourdieu liefert damit einen Erklärungsansatz zur Reproduktion sozialer Ungleichheit, denn die ungleichen sozialen Strukturen werden verinnerlicht und durch den

modus operandi, also individuelle Handlungen und Reaktionen, reproduziert. In diesem Sinn ermöglicht der Habitus in unterschiedlichen Situationen schnell und flexibel zu handeln, wobei zugleich die „Kohärenz der Identität“ gewährleistet wird. Damit wird ausgeführt, dass in interaktionistischen Momenten die Subjekte auf eingeübte, automatische sowie meist unbewusste Bewertungs- und Handlungsschemata zurückgreifen und dadurch geregelte Handlungen hervorbringen (Lenger et al., 2013, S. 20). Van Essen (2013) spricht dabei von einer vorreflexiven Verinnerlichung sozialer Strukturen, welche die spontanen Handlungen erst ermöglichen und dadurch auch zu einer hohen Praxistauglichkeit führen. Andererseits bedingt die vorreflexive Verinnerlichung auch eine Verinnerlichung objektiver Grenzen. Damit verweist van Essen auf „die größtenteils unbewusste Übernahme und Akzeptanz sozialer Ordnungsprinzipien, einschließlich der damit verbundenen eigenen Begrenzungen (...)“ (S. 36-37). Bourdieu (2014) hält dazu in seinem Werk „Die feinen Unterscheide“ fest, dass „die Verhaftung an Ordnungsprinzipien, die, weil gleichermaßen reale wie gedachte Welt begründend, als selbstverständlich und fraglos hingenommen werden“ (S. 734-735). Diese Fraglosigkeit wird zu einem späteren Zeitpunkt erneut aufgegriffen, da sie äußerst bedeutend für die Leitfrage ist.

Ein weiterer Aspekt des Habitus stellt die *Hexis* dar. Der Habitus bezeichnet nicht ein ausschließlich geistiges Schema, vielmehr macht Bourdieu stets darauf aufmerksam, dass es sich beim Habitus auch um körperliche Empfindungen und Gewohnheiten handelt. Dabei weist er darauf hin, dass der Habitus gewissermassen das in den Körper eingegangene Soziale ist und sich im Körperausdruck, in Bewegungsformen, der Körperhaltung usw. ausdrückt. Den körperlichen Habitus bezeichnet Bourdieu dabei als *Hexis*. Sämtliche körperliche Erfahrungen prägen sich in das physische Empfinden ein und formen dabei das körperliche Sein, das Aussehen, Auftreten sowie die Haltung eines Individuums (Fuchs- Heinritz & König, 2014, S. 94). Auch das Körper gewordene Soziale hängt dabei massgeblich von der Klasse ab. Bourdieu (2014) stellt in „Die feinen Unterschiede“ fest, dass „der Körper die unwiderlegbarste Objektivierung des Klassengeschmacks darstellt, diesen vielfältig zum Ausdruck bringt: (...) in seinen Dimensionen (...) und Formen (...) seinem sichtbaren Muskelbau, worin sich auf tausenderlei Art ein ganzes Verhältnis zum Körper niederschlägt (...)“ (S. 307). Die Klassenzugehörigkeit formt und prägt somit den Habitus und schlägt sich in der *Hexis* nieder, wie beispielsweise den Ess- und Bewegungsgewohnheiten, welche wiederum erneut die *Hexis* entscheidend beeinflussen (Fuchs- Heinritz & König, 2014, S. 94). In „Die feinen Unterschiede“ zeigt Bourdieu anhand der Analyse der französischen Gesellschaft der 60er Jahre die Essgewohnheiten und Standardnahrungsmittel der jeweiligen Klassen auf und kommt dabei zum Schluss, dass sich der Habitus massgeblich auch darin ausdrückt, wie man mit dem

eigenen Körper umgeht, ihn pflegt und ernährt (Bourdieu, 2014, S. 307). Dabei spielt folglich nicht nur die klassenspezifische Ernährung eine Rolle, sondern auch, wie der Körper gebraucht wird, ob er ein Arbeitsmittel darstellt oder lediglich zu Freizeitaktivitäten beansprucht wird (ebd.). Bourdieu spricht auch von der Einverleibung und meint die im Körper gespeicherten Erfahrungen (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 106). Damit betont er, wie stark sich die soziale Welt und das soziale Erleben im menschlichen Körper niederschlagen und sich in den subjektiven Handlungsweisen ausdrücken (S. 107). Mit der Berücksichtigung und Hervorhebung der Bedeutung des Körpers und des körperlichen Seins, markiert Bourdieu einen wichtigen Wendepunkt in den Theorielinien der Soziologie (ebd.). Erst mit dem sogenannten „body turn“ wurde der Körper nicht länger als Nebensächlichlichkeit gesehen und soziologisch erforscht (Lenger et al., 2013, S. 23).

Als letzter Aspekt des Habitus soll der Frage nachgegangen werden, wie dieser entsteht und wie der Habitus verändert werden kann. Bisher kristallisierte sich heraus, dass dafür sowohl die Klassenlage als auch die Sozialisation, also die Existenzbedingungen prägend für die Herausbildung des Habitus sind.

Die vorgestellte Inkorporation sozialer Praxen erfolgt hauptsächlich über die Sozialisation. Bourdieu betont die primäre Sozialisation innerhalb der Familie (Lenger et al., 2013, S. 23). Der Habitus ist somit das Ergebnis von Sozialisationsprozessen und das Produkt der klassenspezifischen Existenzbedingungen (Liebau, 2012, S. 363). Heranwachsende werden in einen bereits klassistischen Kontext hineingeboren, der sich durch ihre Position im sozialen Raum, die vorhandenen Ressourcen u.ä. auszeichnet. All diese Bedingungen und sozialen Praxen wirken seit Geburt auf Individuen ein. Somit sind diese von Beginn an einem Sozialisationsprozess unterworfen und inkorporieren einerseits die gesamtgesellschaftlichen Strukturen und andererseits spezifische Handlungsschemata entsprechend der Klassenlage bzw. der Ressourcenausstattung des nahen sozialen Umfeldes. Durch die ähnliche Ressourcenausstattung des nahen sozialen Umfeldes, wird ein ähnlicher Habitus gebildet, wodurch Menschen dazu tendieren ihre Aufwuchsbedingungen als „normal“ zu sehen. Folglich erheben sie auf ihre erlebte individuelle Lebensrealität den Anspruch der Objektivität (Liebau, 2012, S. 364).

Die Aneignung des Habitus erfolgt nicht mechanisch, sondern anhand lebender Modelle. Durch das Nachahmen der Handlungen anderer und das Wiederholen der sich sinnvoll erwiesenen Handlungen, werden nützliche Schemata inkorporiert (Kubisch, 2008, S. 72). Dadurch werden auch klassenspezifische Schemata erlernt, welche zur Bewältigung der entsprechend spezifischen Lebensführung nötig sind (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 107).

Liebau (2012) drückt es wie folgt aus: „Sozialisierung bewirkt nach Bourdieu also gleichzeitig eine soziale Vererbung der Kompetenzstrukturen“ (S. 364). Bourdieu (2014) betont zusätzlich die Bedeutung der Hexis innerhalb des Sozialisationsprozesses: „Es scheint durchaus, als würden die mit bestimmten sozialen Verhältnissen gegebenen Konditionierungsprozesse das Verhältnis zur sozialen Welt in ein dauerhaftes und allgemeines Verhältnis zum Leib festschreiben (...)“ (S. 739).

Nebst der Inkorporierung gesamtgesellschaftlicher und damit klassenspezifischer Strukturen in Sozialisationsprozessen, darf allerdings nicht vergessen werden, dass zugleich bereits an sozialen Praxen und Handlungen teilgenommen wird. Durch die von Liebau benannten vererbten Kompetenzstrukturen, welche angepasst auf die spezifische Lebensführung und mittels Modelllernen und Nachahmung von der Familie erlernt werden, findet eine Reproduktion ebendieser Strukturen statt (Kubisch, 2008, S. 73). Dieser Umstand wird zusätzlich durch den sogenannten Hysteresis-Effekt des Habitus unterstützt. Mit dem Hysteresis- resp. Trägheitseffekt des Habitus, spielt Bourdieu auf die relative Stabilität der Habitusstrukturen an. Durch den prägenden Einfluss der klassenspezifischen Sozialisation, sind die inkorporierten Handlungs-, Denk- und Wahrnehmungsschemata eines Individuums begrenzt (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 95). Obwohl sich Existenzbedingungen im Laufe des Lebens verändern, bleibt der Habitus relativ stabil. Auf neue Situationen reagiert der Habitus äußerst inflexibel und tendiert dazu, die bekannten Umstände zu erhalten, damit die verinnerlichten Strukturen wieder funktionieren (S. 95-96). Der Begriff „Hysteresis“ kommt aus der Physik und beschreibt den Umstand, dass beispielsweise Metallspäne magnetisiert bleiben, auch wenn das Magnet bereits entfernt wurde. Bourdieu bezeichnet mit dem Hysteresis- Effekt also das Zurückbleiben oder Nachwirken von Sozialisationsbedingungen (Lenger et al., 2013, S. 24). Allerdings muss betont werden, dass eine Veränderung des Habitus damit nicht kategorisch ausgeschlossen werden kann. Im Gegenteil kann davon ausgegangen werden, dass sich durch die beständige und dynamische Veränderung der sozialen Felder, auch der Habitus im Wandel und damit in Anpassungsprozessen befindet. So gesehen besagt der Hysteresis-Effekt lediglich, dass Habitustransformationen erst mit Verzögerungen auftreten. Dabei stellt Bourdieu fest, dass sich der Habitus nicht nur durch veränderte Existenzbedingungen wandeln kann, sondern auch durch das Infragestellen und die Reflexion des Habitus (van Essen, 2013, S. 39): „Der Habitus (...) kann schliesslich auch durch Bewusstwerdung und Sozioanalyse unter Kontrolle gebracht werden“ (Bourdieu, 1989, S. 407). Auch auf diese Möglichkeit zur Habitustransformation wird später zurückgegriffen.

Die primäre, klassenspezifische Sozialisation scheint demzufolge zentrales Moment für die Inkorporierung des Habitus zu sein, Liebau (2012) spricht in diesem Zusammenhang gar von

„schicksalsprägend“ (S. 365). Bourdieu selbst kommt in seinen späteren Arbeiten darauf zu sprechen, dass auch die Möglichkeit einer späteren Sozialisation in gewissen Teilbereichen besteht (Lenger et al., 2013, S. 23). Er spielt damit auf die Bedeutung der Bildungsinstitutionen an, welche maßgeblich zur obengenannten Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse beitragen. Bourdieu problematisiert an den Bildungsinstitutionen als Sozialisationsinstanzen deren relative Autonomie sowie die vermeintlich neutralen Leistungskriterien. Er stellt fest, dass Versagen in Bildungsinstitutionen stets auf die individuellen Leistungen der Lernenden zurückgeführt wird und durch die scheinbare Neutralität der Leistungskriterien selektive Unterscheidungen hervorgerufen werden. Dadurch wird wiederum die Reproduktion der gesamtgesellschaftlichen Strukturen stabilisiert. Zugleich hält Bourdieu fest, dass für Bildungserfolge die Passung von schulischen und familiären Habitusformen zentral sind (Liebau, 2012, S. 366-367).

3.2 Kapitalformen

Ein weiterer zentraler Begriff in Bourdieus Theorien stellt der Kapitalbegriff dar. Dieser ist eine Weiterentwicklung des Kapitalbegriffs aus der Wirtschaftstheorie, welcher die sozialen Dimensionen von Kapital inkludieren soll. So kritisiert Bourdieu (2012) am herkömmlichen Kapitalbegriff, dass die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den blossen Warenaustausch reduziert werde und sowohl objektiv als auch subjektiv nur von Profitmaximierung und ökonomischen Eigennutz geleitet sei (S. 230). Dem gegenüber geht Bourdieu, wie bereits durch das oben vorgestellte Habituskonzept ersichtlich, von einem sozialen und kulturellen Aspekt aus, der die Ressourcenausstattung eines Individuums und dadurch seine Chancen und Zugänge zu Institutionen, Wissen sowie Positionen massgeblich prägt. Er definiert Kapital als „akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form“ (S. 229) oder auch als „soziale Energie“ (Bourdieu, 2014, S. 194). Er konstatiert, dass Kapital einzeln oder in Gruppen, privat und exklusiv angeeignet wird und sich wie der Habitus durch ein Doppelcharakter auszeichnet. Einerseits als *vis insita*, die den objektiven und subjektiven Strukturen innewohnt, andererseits als *lex insita*, welches ein wesentliches Prinzip „der inneren Regelmässigkeit der sozialen Welt“ (Bourdieu, 2012, S. 229) darstellt. Ein wichtiger Faktor bei Bourdieus Kapitalsorten und deren Aneignung resp. Inkorporierung stellt die Zeit dar. Zudem wohne dem Kapital eine Überlebenstendenz inne, die Profite produziere, sich selbst reproduziere sowie wachsen könne (Bourdieu, 2015b, S. 50). Gemäss Bourdieu kann Kapital in drei grundlegenden Arten auftreten, wobei diese durch den jeweiligen Anwendungsbereich bestimmt werden. Er unterscheidet zwischen dem ökonomischen, dem kulturellen sowie dem sozialen Kapital (Bourdieu, 2012, S. 231). Auf ebendiese Kapitalsorten soll im nachfolgenden Kapitel eingegangen werden, zudem wird auch das symbolische Kapital und die Kapitalumwandlung thematisiert.

Das ökonomische Kapital lässt sich unmittelbar und direkt in Geld konvertieren und meint alle Formen des materiellen Besitzes (Bourdieu, 2012, S. 231; Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 129). Dabei kann der materielle Besitz stets in Geld umgewandelt werden und eignet sich „besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigenrechts“ (Bourdieu, 2015b, S. 52). Bourdieu insistiert darauf, dass das ökonomische Kapital das Wichtigste ist und allen anderen Kapitalsorten zugrunde liegt (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 129). Da die anderen Kapitalsorten allerdings die konstitutive Rolle des ökonomischen Kapitals verschleiern wollen, lassen sich nicht alle Kapitalsorten direkt darauf zurückführen. Damit einhergehend verdeutlicht Bourdieu, dass er weder einen radikalen Ökonomismus, nach dem die treibende Kraft einer Gesellschaft stets das ökonomische Kapital ist, noch einen radikalen Strukturalismus und Ethnomethodologie, nach denen die Kommunikation das Zentrum des sozialen Austausches ist, vertritt. Vielmehr macht er auf die Wechselwirkung der beiden Ansichten sowie deren Abhängigkeitsbeziehung aufmerksam (ebd.).

Das kulturelle Kapital stellt die wohl umfangreichste Kapitalform bei Bourdieus Kapitalbegriff dar. Er unterscheidet drei Formen von kulturellem Kapital: Das inkorporierte, das objektivierte sowie das institutionalisierte Kapital. Das kulturelle Kapital entwickelte er als theoretische Hypothese einer Forschungsarbeit, um die soziale Ungleichheit der schulischen Leistungen von Kindern unterschiedlicher Klassen zu erklären. Diese Hypothese stellte zugleich einen Bruch mit dem herkömmlichen Standpunkt dar, demzufolge die schulischen Leistungen stets auf die individuellen Fähigkeiten und Begabungen zurückgeführt wurden (Bourdieu, 2012, S. 231). Gemäss Bourdieu wird bei dieser Annahme eine verborgene, sozial äusserst wirksame Erziehungsinvestition verschleiert, die er „Transmission kulturellen Kapitals in der Familie“ (Bourdieu, 2015b, S. 54) nennt. Damit spielt er auf den oben genannten Aspekt der Zeit an und vermerkt, dass die sogenannten individuellen Fähigkeiten und Begabungen immer auch ein Produkt von zeitlichen Investitionen sowie kulturellem Kapital sind. Folgerichtig entlarvt er die Reproduktion der ungleichen Sozialstruktur durch das Erziehungssystem, welches gewissermassen die Vererbung von kulturellem Kapital sanktioniert (Bourdieu, 2015b, S. 55). Kulturelles Kapital kann nur personengebunden erworben werden und fordert zugleich eine spezielle Disposition für den Umgang damit sowie die Beachtung spezieller Spielregeln (Fuchs-Heinritz, 2014, S. 131).

Das inkorporierte kulturelle Kapital umfasst die verinnerlichten, dauerhaften Dispositionen eines Individuums. Mit der Betonung der Inkorporierung macht Bourdieu darauf aufmerksam, dass es sich dabei auch um körpergebundene Eigenschaften handelt, welche mittels sozialer Herkunft einverleibt werden (Bourdieu, 2014, S. 143). Inkorporiertes Kapital meint konkret Bildung und Wissen, wobei dieses Wissen eben auch die in der Sozialisation erlernten und

verinnerlichten Normen, Werte usw. umfasst (Burzan, 2011, S. 126). Gemäss Bourdieu erscheint inkorporiertes kulturelles Kapital als Vorschuss und Vorsprung der vorangegangenen Generationen: „Indem es dem Neuankömmling ohne weiteres das Beispiel einer in familiären Mustern realisierten Kultur und Bildung gewährleistet, wird diesem von Anbeginn an (...) der Erwerb der Grundelemente der legitimen Kultur ermöglicht (...)“ (Bourdieu, 2014, S. 129). Auch Fuchs-Heinritz & König (2014) betonen die Wichtigkeit und den Einfluss der Familie und das Aufwachsen in einem spezifischen Milieu auf das inkorporierte Kapital. So entscheiden diese Faktoren darüber, „ob das Erlernen entsprechender Fähigkeiten und Fertigkeiten dem jeweiligen Individuum leicht, schwer oder nahezu unmöglich gemacht wird“ (S. 130). Sie fügen an, dass im Verlauf des Lebens die herkunftsbedingten Vorgaben nach wie vor relevant sind, so merke man diese an der Sprechweise, dem regionalen Akzent usw. (ebd.). Bourdieu (2015b) spricht in diesem Zusammenhang davon, dass inkorporiertes Kapital immer von den Umständen der ersten Aneignung geprägt ist und mehr oder weniger sichtbare Spuren hinterlässt (S. 57). Dabei kommt er zum Schluss, dass die soziale Vererbung des inkorporierten Kapitals permanent im Verborgenen geschieht und somit auch meist unsichtbar ist (Bourdieu, 2012, S. 234). Der Erwerb von inkorporiertem kulturellem Kapital erfordert zeitliche Investitionen und diese Zeit kostet. Dabei muss jedes Individuum diese Zeit selbst investieren, die Investition kann also nicht delegiert werden (S. 233). Zudem stellt der zeitliche Faktor das Bindeglied zwischen inkorporiertem kulturellem Kapital und dem ökonomischen Kapital dar. Denn die Zeit für die Akkumulation von kulturellem Kapital dauert nur so lange an, als dass die Familie die „von ökonomischen Zwängen befreite Zeit garantieren kann“ (S. 235). Folglich ist das ökonomische Kapital der Familie massgeblich dafür verantwortlich, wie viel ein Individuum in die Inkorporation kulturellen Kapitals investieren kann. Durch die individuelle Aneignung und die stete Verinnerlichung gewisser Fähigkeiten qua Sozialisation, ist das inkorporierte Kapital fester Bestandteil des persönlichen Habitus und kann dementsprechend auch nicht kurzfristig weitergegeben werden (Bourdieu, 2015b, S. 56). Durch die Körpergebundenheit dieser Kapitalform, ist es auch stark an die biologische Einzigartigkeit eines Individuums gebunden, denn wenn jemand stirbt, vergeht auch das inkorporierte Kapital (S. 57).

Das objektivierte Kulturkapital stellt sich in Form von kulturellen Gütern dar, die man besitzt, wie beispielsweise Bücher, Gemälde und Instrumente (Burzan, 2011, S. 126). Dabei steht das objektivierte Kapital in einer Abhängigkeitsbeziehung zum inkorporierten und ökonomischen Kapital. Die Objekte lassen sich durch ökonomisches Kapital käuflich erwerben, ihre Eigenschaft erschliesst sich jedoch nur durch inkorporiertes Kapital. Das heisst, das objektivierte Kapital ist materiell im Sinne eines juristischen Eigentums übertragbar, die eigentliche Aneignung des objektivierten Kapitals benötigt allerdings kulturelle Fähigkeiten,

welche inkorporiert werden (Bourdieu, 2012, S. 235). Bourdieu unterscheidet dabei zwei Arten von Aneignung von objektiviertem Kapital: die materielle und die symbolische Aneignung. Die materielle Aneignung erfolgt mittels ökonomischen Kapitals und die symbolische Aneignung via inkorporiertem Kulturkapital (Bourdieu, 2015b, S. 59). Auch beim objektiviertem Kulturkapital stellt das ökonomische Kapital die dominierende Kapitalform dar. Denn mit genügend ökonomischem Kapital kann Objektiviertes materiell angeeignet werden und das Subjekt, welches die symbolische Aneignung desselben beherrscht, ebenfalls mittels ökonomischen Kapitals dienstbar gemacht werden. Das objektivierte Kapital ist allerdings nicht nur durch die dinglich materielle Existenzweise objektiviert, sondern auch, weil es durch historische und kollektive Komponenten das individuelle Kulturkapital übersteigt: „Die Erscheinungsform von kulturellem Kapital in objektiviertem Zustand ist die eines autonomen und kohärenten Ganzen, das – obwohl es das Produkt historischen Handelns ist – seinen eigenen Gesetzen gehorcht, die dem individuellen Willen entzogen sind“ (Bourdieu, 2012, S. 236).

Als letzte spezifische Form des Kulturkapitals soll an dieser Stelle noch auf das institutionalisierte Kapital eingegangen werden. Das institutionalisierte Kapital umfasst gemäss Burzan (2011) sämtliche schulische Titel (S. 126). Dabei handelt es sich im Grunde zwar um inkorporiertes Kulturkapital, also um Bildung und Wissen, dieses ist allerdings in einen dauerhaften und rechtlich garantierten, konventionellen Wert übertragen worden (Bourdieu, 2012, S. 237). Der rechtlich erworbene Titel ist institutionell anerkannt und sichert zugleich eine gewisse Übertragbarkeit in ökonomisches Kapital (Burzan, 2011, S.126). Wie das inkorporierte Kulturkapital ist auch das Institutionalisierte an die biologischen Vorgänge der Träger*innen gebunden (Bourdieu, 2015b, S. 61). Es zeichnet sich unter anderem durch die Produktion sozialer Wirklichkeit aus: anhand institutioneller Massstäbe wie beispielsweise Prüfungen werden Grenzen zwischen denen, die es geschafft haben und jenen, die es nicht geschafft haben gesetzt (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 131). Diese institutionelle Macht, die Grenzen bestimmen zu können, schlägt sich in der Betrachtungsweise und Realität der einzelnen Subjekte nieder: „(...) der Macht, Menschen zu veranlassen, etwas zu sehen und zu glauben, oder mit einem Wort, etwas anzuerkennen“ (Bourdieu, 2015b, S. 62). Auch das institutionalisierte Kulturkapital ist eng mit dem ökonomischen Kapital verwoben: „Weil der Titel das Produkt einer Umwandlung von ökonomischen in kulturelles Kapital ist, ist die Bestimmung des kulturellen Wertes eines Titelinhabers im Vergleich zu anderen unauflöslich mit dem Geldwert verbunden“ (Bourdieu, 2012, S. 237). Dabei muss angemerkt werden, dass institutionalisiertes Kulturkapital wiederum in der Vermehrung ökonomischen Kapitals und auch der erleichterten Zugänglichkeit von kulturellem Kapital mündet.

Das soziale Kapital stellt die dritte Form in Bourdieus Kapitalansatz dar. Es bezeichnet die „Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind“ (Bourdieu, 2015b, S. 63). Es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppen beruhen (ebd.). Konkret sind damit Beziehungen zu gewissen Menschen gemeint, durch welche Individuen ihre Ziele erreichen können (Burzan, 2011, S. 126). Das soziale Kapital ist in hohem Masse von der sozialen resp. familiären Herkunft abhängig und bedarf zugleich einer dauerhaften Beziehungsarbeit, um aufrechterhalten zu werden (ebd.). Die Grundlage und zugleich der Zweck der Aufrechterhaltung stellen materielle und/ oder symbolische Tauschbeziehungen dar (Bourdieu, 2012, S. 238). Dabei kann soziales Kapital institutionalisiert und gesellschaftlich garantiert werden, indem beispielsweise die Zugehörigkeit zu einer Familie, einem Namen, einer Partei o.ä. ausgedrückt wird. Die davon Betroffenen werden einerseits durch diese „Institutionalisierungsakte“ geprägt, andererseits zeigen sich zugleich die „Sozialkapitalverhältnisse“ des Gegenübers (Bourdieu, 2015b, S. 64). Die Existenz eines Beziehungsnetzes ist das Produkt einer fortdauernden Institutionalierungsarbeit. Das Beziehungsnetz „ist das Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, die bewusst oder unbewusst auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen“ (Bourdieu, 2015b, S. 65). Ein wichtiger Aspekt dieser Austauschbeziehungen ist die gegenseitige Anerkennung. Diese Anerkennung führt auch zu einer Anerkennung der ausgetauschten Dinge, womit wiederum die Gruppe anerkannt und dadurch auch deren Grenzen beständig bestätigt werden, womit sie ihre Exklusivität markieren (ebd.). Das soziale Kapital benötigt dementsprechend zeitliche Investitionen in die Beziehungsarbeit und muss permanent erneuert werden. Das Ziel des sozialen Kapitals ist die Erhaltung und Vermehrung des ökonomischen und kulturellen Kapitals (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S.133).

Als letzte Kapitalform nennt Bourdieu das symbolische Kapital. Das symbolische Kapital meint das Prestige resp. Renommee einer Person und bezeichnet die anerkannte sowie wahrgenommene Form der drei vorgestellten Kapitalformen (Burzan, 2011, S. 127). Beim symbolischen Kapital geht es um die Chancen der sozialen Anerkennung, die beispielsweise durch Bildungsauszeichnungen oder dem Besitz von ökonomischem Kapital erfolgen sollen. Bourdieu bezeichnet das symbolische Kapital als die Form, in welcher eine der Kapitalformen auftritt, wenn es wahrgenommen und anerkannt wird (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 135).

Wie bereits mehrmals beschrieben, bildet das ökonomische Kapital die Basis zum Erwerb der übrigen Kapitalformen. Durch Transformationsarbeit kann ökonomisches Kapital in andere

Formen umgewandelt werden, dazu kann auch bereits ein Netzwerk an sozialen Beziehungen, sprich soziales Kapital, beansprucht werden. Das Ziel einer jeden Transformationsarbeit ist die Entfaltung der Macht der je spezifischen Kapitalformen im jeweiligen Feld (Bourdieu, 2012, S. 239). Obwohl allen Transformationsprozessen ökonomisches Kapital zugrunde liegt, geht Bourdieu davon aus, dass transformiertes Kapital jedoch „niemals ganz auf dieses zurückzuführen [ist], weil sie ihre spezifischsten Wirkungen überhaupt nur in dem Masse hervorbringen können, wie sie verbergen (...), dass das ökonomische Kapital ihnen zugrunde liegt (...)" (Bourdieu, 2015b, S. 70-71). Die verschiedenen Kapitalsorten unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre Reproduzierbarkeit, wobei die dabei auftretende „Schwundquote“ eine erhebliche Rolle spielt. Zudem betont Bourdieu (2012) das Ausmaß der Verschleierung von Transformationsprozessen, wobei er konstatiert, dass diese den Zweck haben, die Reproduktion des Kapitals unsichtbar zu machen (S. 240). Er kommt zum Schluss, dass jede Reproduktionsstrategie deshalb „unausweichlich auch eine Legitimationsstrategie [ist], die darauf zielt, ihre exklusive Aneignung wie auch ihre Reproduktion sakrosankt zu machen“ (Bourdieu, 2015b, S.74).

3.3 Der soziale Raum

Wie bereits erwähnt, bestand Bourdieus Interesse einerseits darin, die Reproduktion sozialer Ungleichheit aufzudecken und andererseits dabei zugleich den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher und individueller Reproduktion zu untersuchen (Liebau, 2012, S. 360). Dazu entwickelte Bourdieu theoretische und teilweise empirische Modelle, welche das Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichem Strukturzusammenhang (Struktur) und individueller Lebensform (Praxis) auflösen sollen. Dabei spielen insbesondere das Habituskonzept aber auch der Kapitalansatz eine konstitutive Rolle. Anschliessend an die oben ausführlich beschriebenen Theorieelemente, soll in diesem abschliessenden Kapitel zu Bourdieu deren Verwobenheit und Zusammenhang aufgezeigt werden. Erst wird auf die Strukturebene eingegangen und danach wird die Praxisebene anhand des Raums der Lebensstile dargestellt. Anschliessend werden mit den sozialen Feldern das Zusammentreffen der Sozialstruktur und der Praxisebene sowie die Austragungsorte von Macht- und Positionskämpfen vorgestellt. Es soll aufgezeigt werden, wie der Habitus beide Modelle verbindet und die darin implizierte Spannung aufzulösen vermag. Schlussendlich bieten die darin gewonnenen Erkenntnisse einen wichtigen Anhaltspunkt für die Skizzierung des eigenen Reflexionsansatzes.

Der Raum der sozialen Positionen besteht aus zwei Achsen, die ein Koordinationssystem darstellen. Die senkrechte y- Achse stellt das Kapitalvolumen, also die Menge des insgesamt zur Verfügung stehenden Kapitals dar. Die horizontale x- Achse ist die Kapitalstruktur, die das

Verhältnis der verschiedenen Kapitalsorten beschreibt, also wie viel von einer Kapitalsorte vorhanden ist (Kubisch, 2008, S. 62; van Essen, 2013, S. 21). Gemäss Bourdieu ist das Kapitalvolumen einer Person bestimmend: „Das Prinzip der primären, die Hauptklassen der Lebensbedingungen konstituierenden Unterschiede liegt im Gesamtvolumen des Kapitals als Summe aller effektiv aufwendbaren Ressourcen und Machtpotentiale, also ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital“ (Bourdieu, 2014, S. 196). Zusätzlich wird der Raum der Positionen von einer diagonalen z- Achse durchzogen, welche den zeitlichen Aspekt verkörpert und darstellen soll, ob sich eine Person bzw. Personengruppe positionell verändert hat. Damit sind die vielfältigen, sogenannten sozialen Auf- und Abstiege innerhalb des sozialen Raumes gemeint (van Essen, 2013, S. 21). Der zeitliche Aspekt im Raum der Positionen wird auch als soziale Laufbahn definiert, welche die Kombinationen der Kapitalsorten im Zeitverlauf bezeichnet (Burzan, 2011, S. 127). Die Bewegungen im sozialen Raum sind folglich auf die Veränderungen des Kapitalvolumens und/ oder der Kapitalzusammensetzung zurückzuführen (Kubisch, 2008, S. 62). Infolgedessen ist der Raum der sozialen Positionen hierarchisch durch ein „oben“ und ein „unten“ strukturiert. Bourdieu unterscheidet anhand ähnlicher Ressourcenausstattung der Subjekte die Anordnung drei unterschiedlicher Grundklassen (Grendel, 2019a, S. 52): die herrschende Klasse zeichnet sich durch viel ökonomisches und kulturelles Kapital aus. Dabei unterscheidet er zwischen den Unternehmenden, die mehr ökonomisches als kulturelles Kapital besitzen und den Intellektuellen, die mehr kulturelles Kapital als ökonomisches zur Verfügung haben. Die Mittelklasse unterteilt er erneut in drei Fraktionen, die aus den Absteigenden, den Neuen sowie den Exekutierenden bestehen (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 142). Die Fraktionen sind horizontal angeordnet und unterscheiden sich durch den Umfang und die Struktur der jeweiligen Kapitalsorten (Grendel, 2019a, S. 52). Ganz unten in der hierarchischen Darstellung des Raums der sozialen Positionen befindet sich die beherrschte Klasse, die weder nennenswertes ökonomisches noch soziales Kapital besitzt (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 142). Bourdieu will mit dieser Anordnung gesellschaftlicher Gruppierungen im sozialen Raum der Positionen allerdings keine Theorie der Klassen vorlegen, sondern mit dem Darstellungsmodell die zentralen Unterscheidungsmerkmale einer Gesellschaft festhalten. Obwohl sich durch die differente Verteilung des Kapitalvolumens und -struktur Gruppierungen ergeben, die sich in ihrer Beschaffenheit ähneln, handelt es sich dabei lediglich um theoretische Klassen (van Essen, 2013, S. 23): „Objektive Klasse und mobilisierte Klasse dürfen nicht verwechselt werden“ (Bourdieu, 2014, S. 175). Zudem verdeutlicht Bourdieu, dass es sich beim Raum der Positionen immer um Momentaufnahmen handelt, die durch historische Verschiebungen und den darin vor sich gehenden Kämpfe geprägt sind (van Essen, 2013, S. 25; Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 143): „Als eine Art Bilanz zu einem gegebenen Zeitpunkt des in den vorausgehenden Kämpfen Erworbenen und damit in den zukünftigen Auseinandersetzungen Investierbaren,

gibt die Verteilung (...) den jeweiligen Stand der Auseinandersetzung um die Aneignung der knappen Güter (...)“ (Bourdieu, 2014, S. 380) wieder. Die Zugehörigkeit zu einer theoretischen Klasse ist nicht durch eine Summe oder ein Merkmal definiert, sondern durch die Wechselwirkungen dazwischen und weist somit einen relationalen Charakter auf (Kubsich, 2008, S. 62). Bourdieu selbst hält dazu folgendes fest: „Eine soziale Klasse ist definiert weder durch ein Merkmal (...), noch durch eine Summe von Merkmalen (...) noch auch durch eine Kette von Merkmalen, welche von einem Hauptmerkmal (...) kausal abgeleitet sind. Eine soziale Klasse ist vielmehr definiert durch die Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen (...)“ (Bourdieu, 2014, S. 182). Die Bewegungsmöglichkeiten innerhalb des Raums der Positionen sind determiniert durch die Struktur und den Umfang der verfügbaren Kapitalien. Und diese wiederum sind abhängig vom Ausgangspunkt der sozialen Laufbahnen, welche massgeblich durch die primären Lebensbedingungen und familiären Kontexten geprägt werden. Bourdieu nennt diese ererbte Position „objektiv gegebene[s] Möglichkeitsfeld“ (Bourdieu, 2014, S. 188; van Essen, 2013, S. 25). Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Struktur des Raumes der sozialen Positionen über die Struktur der Existenzbedingungen für die Individuen bestimmt und durch die stark machtabhängige Verteilung der Zuständigkeiten in einer Gesellschaft, auch über die quantitativen sowie qualitativen Verhältnisse unter den differenten Gruppierungen entscheidet (Liebau, 2012, S. 362). Der Raum der Positionen umfasst dabei die Gesamtheit aller Mitglieder der Gesellschaft und ist durch die ungleiche Verteilung der Kapitalformen strukturiert (van Essen, 2013, S. 27). Durch die Betonung der Wichtigkeit der ererbten Position im sozialen Raum infolge des familiären Kontextes und die dadurch erhaltene Grundausrüstung unterschiedlicher Kapitalien, welche die Transformation in weitere Kapitalformen erleichtern oder behindern, weist Bourdieu auf die strukturelle Reproduktion sozialer Ungleichheit hin.

Die individuelle Reproduktion dieser Strukturen erklärt Bourdieu mit dem Raum der Lebensstile (Liebau, 2012, S. 360). Im Gegensatz zum oben dargestellten Raum der Positionen, welcher durch objektiv erfassbare Kriterien konstruiert wurde, zeichnet sich der Raum der Lebensstile durch die subjektiven Standpunkte, Sichtweisen und Stellungnahmen, also der subjektiven Wahrnehmungsweise eines Individuums aus (van Essen, 2013, S. 40-41). Bourdieu selbst definiert den Raum der Lebensstile als „die repräsentierte soziale Welt“ (Bourdieu, 2014, S. 278). Die je individuell unterschiedlichen Lebensstile entstehen mittels unterschiedlicher Existenzbedingungen und sind somit durch die Klassenzugehörigkeit geprägt (Lenger et al., 2013, S. 26; Burzan, 2011, S. 130). Dabei geht Bourdieu davon aus, dass eine ähnliche Positionierung im sozialen Raum und demzufolge eine ähnliche Kapitalausstattung dazu führt, dass ähnliche Wertvorstellungen, ästhetische Vorlieben, Geschmäcker und Lebensführung ausgebildet werden (Kubisch, 2008, S. 63; Fuchs-Heinritz

& König, 2014, S. 144). Der Raum der Lebensstile bezieht sich auf symbolische Merkmale der subjektiven Lebensführung (Kubisch, 2008, S. 63). Dazu gehören Bourdieu zufolge beispielsweise Wohnverhältnisse, Nahrungsmittelkonsum, kulturelle Präferenzen, Konsum- sowie Freizeitgewohnheiten (ebd.). Analog zu den oben vorgestellten theoretischen Klassen, stellte Bourdieu auch drei unterschiedliche Geschmäcker fest, die mit der jeweiligen Ressourcenausstattung einhergehen. So definiert er einen „legitimen Geschmack“ der herrschenden Klasse, welcher sich durch den Sinn für Distinktion und die Vorliebe für Luxusartikel auszeichnet. Der Mittelklasse schreibt er einen „mittleren“ oder „präventösen“ Geschmack zu, der sich im Nacheifern der oberen Klasse und durch Bildungsbeflissenheit auszeichnet. Der Geschmack der beherrschten Klasse definiert er als populär oder auch als „Notwendigkeitsgeschmack“ (Burzan, 2011, S. 131-132). Bourdieu (2014) selbst hält zum Geschmack der beherrschten Klasse fest, dass dieser durch „Not und Resignation vor dem Unausweichlichen“ gekennzeichnet sei (S. 585). Dadurch, dass der Geschmack der Mittelklasse darin besteht, der herrschenden Klasse nachzueifern, kann auch argumentiert werden, dass nur zwei Formen des Geschmacks bestehen (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 146). Zudem muss angefügt werden, dass die herrschende Klasse die Macht hat, ihren Geschmack als legitim zu definieren und exklusiv zu verwenden (Burzan, 2011, S. 133). Dabei wird insbesondere der legitime Geschmack der herrschenden Klasse qua Sozialisation als natürliche Haltung und einzig richtiger erworben (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 147). Wie ersichtlich wurde, ist das Klassenmodell der sozialen Positionen stark mit den Lebensstilen und dadurch den individuellen Geschmäckern verknüpft. Nach Bourdieu drückt sich die Klassenzugehörigkeit entscheidend im individuellen Lebensstil und damit in der alltäglichen Handlungspraxis aus (Burzan, 2011, S. 130).

Das entscheidende Bindeglied zwischen dem Raum der Positionen und dem Raum der Lebensstile bildet der Habitus (ebd.). Van Essen (2013) hält fest, dass „im Raum der Lebensstile (...) die Praxisformen zum Ausdruck [kommen], die über den Habitus als Erzeugungsprinzip generiert werden“ (S. 40). Bourdieu (2014) drückt es wie folgt aus:

„Der Habitus ist Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und Klassifikationssystem dieser Formen. In der Beziehung dieser beiden den Habitus definierenden Leistungen: der Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen und Werke zum einen, der Unterscheidung und Bewertung der Formen und Produkte (Geschmack) zum anderen, konstruiert sich die repräsentierte soziale Welt, mit anderen Worten der Raum der Lebensstile“ (S. 277-278).

Damit verdeutlicht er, dass der individuelle Habitus einerseits durch die objektiven Lebenslagen und damit auch durch die (u.a. ererbten) Positionen strukturiert wird. Andererseits bewirkt der Habitus dadurch, dass Subjekte zugleich zu Klassifizierenden werden und aufgrund ihrer Positionierung Unterscheidungen vornehmen (van Essen, 2013, S. 41-42). Zusammengefasst lässt sich feststellen, dass die Position im sozialen Raum die Grundlage für den entsprechenden Habitus bildet und dieser sich in den unterschiedlichen Lebensstilen ausdrückt (Kubisch, 2008, S. 63).

Bourdieu zufolge ist der gesamte soziale Raum – sprich sowohl der Raum der Positionen als auch der Raum der Lebensstile – stets von Macht- und Positionskämpfen geprägt. Diese werden im sozialen Feld ausgetragen. Als soziale Felder sind unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche gemeint, wie beispielsweise Religion, Wirtschaft und Kunst (van Essen, 2013, S. 28). Das Konzept der sozialen Felder stellt die Weiterentwicklung des Klassenmodells dar, welches Bourdieu zu einem späteren Zeitpunkt seines Schaffens entwickelte, um die zunehmende Ausdifferenzierung der Gesellschaft zu berücksichtigen. Ein weiterer Grund für die Weiterentwicklung stellt die Erkenntnis dar, dass Individuen nicht in allen Kontexten gleich handeln, sondern die Handlung vom jeweiligen Feld abhängig ist (Lenger et al., 2013, S. 31). In den sozialen Feldern werden je spezifische Kontexte entfaltet, die einer eigenen Logik entsprechen und sich durch eigene Regeln auszeichnen, welche von den Teilnehmenden anerkannt werden müssen (van Essen, 2013, S. 28; Lenger et al., 2013, S. 32). Die sozialen Felder werden durch eine spezifische Kapitalsorte determiniert, folglich prägen Kapitalverhältnisse die den sozialen Feldern immanente hierarchische Distinktion (van Essen, 2013, S. 28). Unter Distinktion wird die Höherbewertung des eigenen Lebensstils verstanden, die sich strukturell gegeneinander richtet (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 152). Konkret bedeutet das, dass die mittleren Klassen stetig um den meist vergeblichen sozialen Aufstieg bemüht sind und die beherrschten Klassen durch ihre Not bestimmt sind, wodurch sie bloss um ihre Existenz kämpfen (Grendel, 2019a, S. 54). Die herrschenden Klassen können sich lediglich ihren Dispositionen überlassen und sichern sich ihre Position durch die Abwertung der aufsteigenden Klassen (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 153; Grendel, 2019a, S. 54). Zudem verfügen die herrschenden Klassen über die Macht, die Bedingungen der Teilnahme an den Distinktionskämpfen zu bestimmen und haben folglich bessere Möglichkeiten, die eigene Vormachtstellung zu sichern. Das Ziel der Distinktion ist der Erhalt oder die Verbesserung der sozialen Position, wobei kontinuierlich versucht wird, die spezifische Feldlogik so zu verändern, dass die individuellen Stärken hervorgehoben werden (Grendel, 2019a, S. 55). Chassé (2016) hält zudem fest, dass Distinktionen meist in Interaktionen mittels Stereotypen, Metaphern, Klassifikationen und Vorurteilen geschehen und abhängig von kultureller Macht sind (S.44).

Dabei liege die Mächtigkeit der Distinktionen in der unhinterfragten Selbstverständlichkeit mit der die Welt sowie die Aufteilung aufgrund des Habitus interpretiert und vor allem wahrgenommen werde (ebd.). Wie bereits dargelegt wurde, sind die Kapitalverhältnisse konstitutiv für das soziale Feld. Individuen mit einer hohen Kapitalausstattung befinden sich an den höheren Positionen des spezifischen sozialen Feldes und bestimmen über die sogenannten Spielregeln innerhalb desselben, während eine tiefe Kapitalausstattung eine Teilnahme an den Distinktionskämpfen faktisch verunmöglicht. Je nach sozialem Feld, sind unterschiedliche Kapitalzusammensetzungen von Vorteil, wodurch diese feldspezifisch ausgeprägt sind (van Essen, 2013, S. 28-29). Für diese feld eigenen Dynamiken und Logiken verwendet Bourdieu den Begriff *Nomos*, was auf griechisch so viel bedeutet wie Regel oder Gesetz. Bourdieu umschreibt damit eine Übereinkunft, die zwar nicht einen objektiven Anspruch erheben kann, für die Teilnehmenden innerhalb des Feldes dennoch als richtig befunden wurde. Zudem entwirft *Nomos* den Schein der Objektivität innerhalb eines Feldes (S. 29). Den kollektiven Glauben an *Nomos* und deren Scheinobjektivität betitelt Bourdieu als *Illusio* (Lenger et al., 2013, S. 32). Dieser Wirklichkeitsillusion unterwerfen sich die Teilnehmenden eines Feldes sowohl bewusst als auch unbewusst, wobei die *Illusio* je nach sozialem Feld spezifisch ist und von ihnen geteilt wird. Bourdieu entlarvt die Aufrechterhaltung der *Nomos* und die *illusio* daran als das generieren eines „Spiel- Sinnes“, in dem man gefangen ist und sich die Distinktion, Macht- und Positionskämpfe innerhalb des Feldes zu lohnen scheinen. Dabei werden die Regeln und Einsätze nicht länger hinterfragt, was folglich zu einer Verschleierung derselben führt. Obwohl die sozialen Felder grundsätzlich relativ unabhängig von den anderen funktionieren und agieren, sei an dieser Stelle erneut auf die dominante Rolle des ökonomischen Feldes hingewiesen, welches wie kein anderes Einfluss auf die übrigen sozialen Felder nimmt (van Essen, 2013, S. 29).

Das Verhältnis von sozialem Raum und sozialen Feldern ist ein von Spannungen und Widersprüchen geprägtes, welches durch individuelle Handlungen beeinflusst wird und das dadurch zugleich als Potential zur gesellschaftlichen Veränderung gesehen werden kann (Chassé, 2016, S. 43). Ein weiterer Unterschied zwischen sozialem Raum und sozialen Feldern ist die Tatsache, dass der soziale Raum gesamtgesellschaftlich wirkt und somit alle Individuen inkludiert. Im Gegensatz dazu richten sich die sozialen Felder nach den spezifischen Interessen der Teilnehmenden und schliessen nur jene ein, die entsprechend strukturiertem Möglichkeitsraum die Gelegenheit dazu haben. Der Raum der Positionen stellt demzufolge nicht die Gesamtheit der sozialen Felder dar, das Verhältnis der beiden ist erneut relationaler Natur (van Essen, 2013, S. 31).

3.4 Fazit

Wie zu Beginn des Kapitels beschrieben, sollen an dieser Stelle die wichtigsten Erkenntnisse zusammengefasst werden. Danach werden Bezüge zur Sozialen Arbeit hergestellt und schliesslich die Relevanz und Erkenntnisse dieses Kapitels für die Leitfrage dargelegt.

Pierre Bourdieu entwickelte einen umfassenden und komplexen Erklärungsansatz, der die Reproduktion der Sozialstruktur in einer Gesellschaft sowie im alltäglichen, individuellen Praxishandeln begründet. Dazu entwickelte er drei Theoriemodelle, die in einer relationalen Beziehung stehen, sich gegenseitig hervorbringen und prägen.

Ausgehend von einem theoretischen Klassenverständnis unterscheidet er drei verschiedene Personengruppen, die sich durch ihre Menge und Zusammensetzung an Kapital voneinander abgrenzen. Kapital bezeichnet akkumulierte Arbeit, die individuell inkorporiert und exklusiv angeeignet wurde. Dabei definiert er drei Kapitalformen: das ökonomische, kulturelle und soziale Kapital. Das ökonomische Kapital liegt zwar allen anderen Kapitalformen zugrunde, dies wird jedoch meist verschleiert. Je nach Zusammensetzung, Verhältnis und Menge der Kapitalformen ergeben sich Positionen im sozialen Raum, welchen Bourdieu auch als Sozialstruktur bezeichnet. Die theoretische Darstellung des sozialen Raums besteht aus einem Koordinatensystem mit drei unterschiedlichen Achsen: das Kapitalvolumen, die Kapitalstruktur sowie die zeitliche Dimension. Gemäss Bourdieu ist das Kapitalvolumen konstitutiv für die Position im sozialen Raum. Die Zeitachse bezeichnet die Bewegungen innerhalb des Raums der Positionen während eines Lebens. Der Raum der Positionen ist von einem hierarchischen unten und oben durchzogen, anhängig von der individuellen Kapitalausstattung. Eine ähnliche Positionierung im Raum bedeutet eine ähnliche Kapitalausstattung. Dabei handelt es sich beim Raum der Positionen um Momentaufnahmen, die sich durch historische Bedingungen und fortwährenden Positionskämpfen durch ständigen Wandel auszeichnen. Austragungsort der Macht- und Positionskämpfe sind die sozialen Felder, die gesellschaftliche Teilbereiche bezeichnen. Diese sind aufgrund der Kapitalverhältnisse hierarchisch geprägt und haben feldspezifische Logiken und Dynamiken, die anerkannt werden müssen. Durch Distinktion soll die eigene soziale Position erhalten oder verbessert werden, wobei sie sich meist in interaktionistischen Momenten vollzieht. Die Bewegungsmöglichkeiten innerhalb des Raums der Positionen nennt Bourdieu objektiv gegebenes Möglichkeitsfeld, wobei dieses stark durch den familiären Kontext geprägt ist. In den Raum der Positionen wird man geboren und die familiäre Kapitalausstattung definiert einerseits den Ausgangspunkt darin, andererseits die Möglichkeiten zur Vermehrung und Ausdifferenzierung der Kapitalausstattung. Die von Beginn an, durch familiäre Kontexte und Vererbungsprozessen ungleich gegebenen Bedingungen und Begrenzungen zur Vermehrung

der Kapitalausstattung sowie dem damit einhergehenden Erhalt von machtvollen Positionen, weisen auf die strukturelle Dimension sozialer Ungleichheit hin.

Die Reproduktion sozialer Ungleichheit findet allerdings nicht nur strukturell statt, sondern auch durch subjektive Sicht- und Wahrnehmungsweisen und dadurch auch auf der Praxisebene in interaktionistischen Alltagsmomenten. Zur Darlegung der subjektiven Reproduktion entwarf Bourdieu den Raum der Lebensstile, der zusammen mit dem Raum der Positionen den sozialen Raum ergibt. Der Raum der Lebensstile wird als repräsentierte soziale Welt definiert und entsteht durch die unterschiedlichen Existenzbedingungen, also die Klassenzugehörigkeit. Eine ähnliche Kapitalausstattung führt zu einer ähnlichen Position im sozialen Raum und mündet in ähnlichen Lebensstilen, welche sich in ästhetischen Vorlieben, Nahrungsmittelkonsum und Wohnverhältnissen niederschlagen. Dabei führt die subjektive Wahrnehmung und die ähnlichen Lebensstile im Umfeld eines Individuums dazu, dass diese als „normal“ und „objektiv“ wahrgenommen werden. Auch der Raum der Lebensstile ist hierarchisch angeordnet, wobei die Personengruppen in den machtvollen Positionen den legitimen und anerkannten Lebensstil und darüber hinaus die im spezifischen Feld geltenden Logiken definieren. Das Bindeglied zwischen dem Raum der Positionen und dem Raum der Lebensstile bildet der Habitus. Unter dem Habitus wird die Vermittlung von Struktur und Praxis verstanden und bezeichnet ein System von Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata. Der Habitus zeichnet sich durch seinen Doppelcharakter aus: einerseits ist er strukturierte Struktur, andererseits strukturierende Struktur. Demnach ist er sowohl abhängig von gesellschaftlichen, historischen und sozialen Bedingungen und wird durch die Stellung innerhalb des Raums der Positionen gebildet und schliesslich inkorporiert. Allerdings stellt er diese Bedingungen im alltäglichen Handeln auch her, da die sozialen Strukturen vorreflexiv verinnerlicht werden und damit die inkorporierten sozialen Ordnungsprinzipien unbewusst und fraglos übernommen sowie akzeptiert werden. Demzufolge ist der Habitus stark von der Klassenzugehörigkeit und dadurch von der primären Sozialisation innerhalb der familiären Kontexte geprägt, wobei er die individuelle Wahrnehmung strukturiert und gewissermassen als Ergebnis der Sozialisationsprozesse gesehen werden kann. Die einmal einverlebten Strukturen im Habitus sind relativ stabil und tendieren durch den Wunsch der Aufrechterhaltung bekannter Verhältnisse zur Reproduktion. Dies wird durch die in der Sozialisation erlernten und vererbten Kompetenzstrukturen begünstigt und führt dazu, dass Veränderungen erst mit einiger Verzögerung eintreten. Der reproduzierende Mechanismus des Habitus kann allerdings durch das Hinterfragen sowie die Reflexion der eigenen Position und die nicht länger als „natürlich“ wahrgenommene Realität neutralisiert werden (Eder, 2013, S. 69). Pointiert kann zusammengefasst werden, dass die Position im sozialen Raum den

Habitus prägt und dieser sich in den subjektiven Lebensstilen niederschlägt, wobei der Habitus zugleich das Spannungsverhältnis zwischen Struktur und Praxis auflöst.

Nachfolgend sollen Bezüge zu Bourdieus Darlegung der Reproduktion sozialer Ungleichheit und dem in der Einleitung dargelegten Verständnis Sozialer Arbeit hergestellt werden. An dieser Stelle muss zwischen den Professionellen als Individuen, den handlungsfähigen Professionellen innerhalb der Berufspraxis und damit in Austausch mit den Klient*innen sowie der Profession der Sozialen Arbeit im allgemeinen unterschieden werden. Ausgehend von den oben ausgeführten Konzepten muss festgehalten werden, dass Professionelle der Sozialen Arbeit als Individuen klassenspezifische Handlungskompetenzen durch Nachahmung ererbt sowie erlernt haben und diese in interaktionistischen Momenten reproduzieren, um die individuelle Position innerhalb des sozialen Raums zu erhalten und zu sichern. Dabei ist diese abhängig vom familiären Kontext und der Inkorporation der ungleichen sozialen Strukturen, die ihrerseits abhängig von der Kapitalausstattung der jeweilig zugehörigen Klasse sind. Zudem nehmen auch Sozialarbeitende diese Strukturen als natürlich und objektiv wahr. Daraus schlussfolgernd kristallisiert sich die dringende Notwendigkeit heraus, dass Sozialarbeitende ihre inkorporierten Handlungs- und Wahrnehmungsschemata reflektieren und kritisch hinterfragen, so dass die in Sozialisationsprozessen verinnerlichten Normalitätsvorstellungen nicht länger reproduziert werden. Daran anschliessend, kann auch für die Klient*innen festgehalten werden, dass die Chancen auf Teilhabe und Erfolge unter anderem auf strukturell ungleichen Voraussetzungen beruhen, die auf die ererbte Position im sozialen Raum zurückzuführen sind. Zudem muss davon ausgegangen werden, dass Soziale Arbeit ein soziales Feld darstellt und dadurch ebenfalls Austragungsort von Macht- und Distinktionskämpfen ist, in welche die Professionellen der Sozialen Arbeit folgerichtig verstrickt sind. Da Distinktionen wie beschrieben Sprachakte darstellen, die über Stereotype, Metaphern, Vorurteilen und Klassifikationen in Interaktionen geschehen, muss besonders die Sozialen Arbeit in ihrer Beratungstätigkeit diesen Umstand stets bedenken, sensibel darauf reagieren und diese Mechanismen aktiv dekonstruieren. Ein weiterer Bezug stellt das von Bourdieu aufgelöste Spannungsverhältnis zwischen Struktur und Praxis dar, welches sich gewissermassen auch in der Berufspraxis der Sozialen Arbeit wiederfinden lässt. So arbeitet Soziale Arbeit einerseits mit Individuen, die aufgrund vielfältiger Ursachen und Gründen nicht mehr den gesellschaftlichen Normen entsprechen. Durch die Normalisierungsfunktion Sozialer Arbeit, kommt dieser die Aufgabe zu, die Exkludierten in die Gesellschaft zu reintegrieren. Sie arbeitet also an ausgrenzenden Strukturen, welche die Hilfestellungen der Sozialen Arbeit erst nötig machen. Dabei müssen die ausgrenzenden Strukturen stets reflektiert und verändert werden. Andererseits geht es auch darum, die Individuen zu befähigen, sodass sie selbstbestimmt an der Gesellschaft teilnehmen können. Auch die Soziale Arbeit steht

demzufolge im stetigen Spannungsverhältnis von Struktur und Praxis, wobei die Auflösung der individuellen Bedürfnisse einerseits und den sozial anerkannten, exkludierenden Normen und Werten andererseits einen permanenten Balanceakt innerhalb der Sozialen Arbeit darstellt. Ein Anknüpfungspunkt an die Profession der Sozialen Arbeit im Allgemeinen, stellt das institutionalisierte Kulturkapital dar, welches durch die Transformation von inkorporiertem Kapital zu einem dauerhaft rechtlichen Wert wurde und mit gewissen Machtpositionen einhergeht. Diese entscheiden über Zugehörigkeit resp. Nicht- Zugehörigkeit und schaffen so soziale Wirklichkeit. Durch die Professionalisierung der Sozialen Arbeit und dem damit inhärenten tertiären Bildungsabschluss, sind Professionelle der Sozialen Arbeit in machtvollen Positionen und entscheiden über Ein- resp. Ausschlüsse. Auch dieser Umstand sollte im Diskurs um soziale Ungleichheit und Sozialer Arbeit vermehrt thematisiert und diskutiert werden.

Bezüglich der Leitfrage kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass sich die Klasse massgeblich auf die Bildung des Habitus auswirkt. Das Kapitalvolumen sowie die Kapitalstruktur bestimmen die Position im Sozialen Raum, welche qua familiärer Verhältnisse vererbt werden. Ähnliche Kapitalausstattungen führen zu ähnlichen Positionen, welche in groben Klassen zusammengefasst werden können. Dabei bildet die Klasse gewissermassen die Existenzbedingungen, in welchen ein Individuum aufwächst. In den Sozialisationsprozessen werden Kompetenzstrukturen erlernt, die sich für die Bewältigung der Lebenssituation eignen. Die erlernten Kompetenzstrukturen unterscheiden sich dahingehend, wie die Kapitalausstattung ausfällt oder anders ausgedrückt, je nach Klassenzugehörigkeit. Diese erlernten Kompetenzstrukturen werden inkorporiert und laufend produziert. Die Bildung des Habitus ist somit entscheidend von der Klassenzugehörigkeit abhängig.

4. Professioneller Habitus und professionelles Handeln

Dieses Kapitel setzt den Fokus auf den professionellen Habitus und das professionelle Handeln. Der erste Teil des Kapitels nimmt den professionellen Habitus in der Sozialen Arbeit in den Blick und thematisiert dessen Konzeptualisierung und Entwicklung im Studium. Im zweiten Teil des Kapitels wird das professionelle Handeln zum Thema. Schwerpunkt dabei ist die Auseinandersetzung mit den Auswirkungen des professionellen Habitus auf das professionelle Handeln.

4.1 Professioneller Habitus

In der Fachliteratur zum professionellen Handeln in der Sozialen Arbeit wird von einem Zusammenhang zwischen der Sozialisation und dem professionellen Handeln ausgegangen (Grendel, 2019b, S.190). Beschäftigt man sich mit dieser Fachliteratur so stösst man unweigerlich auf den Begriff des professionellen Habitus. Der Habitus als Ergebnis des Sozialisationsprozesses verbindet im professionellen Habitus den Gegenstand der Sozialisation mit jenem der Professionalität (S.192). Damit schliesst die Fachliteratur zum professionellen Handeln an das Habituskonzept nach Bourdieu an. Dieser versteht den Habitus als „Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata“ welches „typische Muster von Praxisformen hervorbringt“ (zitiert nach Grendel, 2019b, S.192). Grendel merkt an, dass das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit als solche Praxisform angesehen werden kann (ebd.). Zusammengefasst kann gesagt werden, dass der Habitus eine bestimmte Form des Handelns hervorbringt und damit das professionelle Handeln von Sozialarbeitenden prägt.

Becker-Lenz und Müller-Hermann (2013) weisen darauf hin, dass im Fachdiskurs zum professionellen Handeln in der Sozialen Arbeit bereits in den Anfängen diskutiert wurde, dass nebst fachspezifischem Wissen, Kenntnis von Theorien und Modellen auch jene Kompetenzen elementar sind, welche nicht unmittelbar erlernbar sind (S.207). Sie verweisen dabei auf die Entwicklung einer spezifischen Haltung der Professionellen und fassen zusammen, dass die verschiedenen Ansätze, welche sich mit nicht erlernbaren Kompetenzen auseinandersetzen, eine Gemeinsamkeit haben. Die Ansätze beziehen sich alle in einer bestimmten Form auf die individuelle Persönlichkeit der Professionellen und werfen somit auch die Frage nach der Bedeutung des Habitus dieser auf (S.208).

Ein Ansatz, welcher sich eingehend mit der Notwendigkeit, Entwicklung und Wirkung des professionellen Habitus beschäftigt, findet sich in der Professionstheorie. Im Rahmen seiner strukturtheoretischen Professionstheorie vertritt Oevermann die Ansicht, dass bestimmte Professionen einen professionellen Habitus brauchen. Die Notwendigkeit für einen professionellen Habitus sieht er in der Nicht-Standardisierbarkeit des professionellen

Handelns verortet (zitiert nach Becker-Lenz & Müller-Hermann, 2013, S.208). Oevermann (2013) vertritt die These, dass alle professionalisierungsbedürftigen Berufe die Kernaufgabe haben, stellvertretende Krisenbewältigung für ihre Klient*innen zu leisten (S.119). Mit stellvertretender Krisenbewältigung meint er, dass Professionelle in diesen Berufen nicht mit der Bewältigung eigener Krisen beschäftigt sind, sondern mit der Bewältigung der Krisen anderer. Die Praxis von professionalisierungsbedürftigen Berufen beginnt demnach dort, wo Personen ihre Krisen nicht mehr selbst bewältigen können und auf die Expertise anderer angewiesen sind (S.120). Oevermann argumentiert, dass die stellvertretende Krisenbewältigung nicht anhand von vorgefassten Kriterien angegangen werden kann, da jede Krise eine einzigartige und individuelle Dimension hat (S.122). Die stellvertretende Krisenbewältigung ist folglich nicht standardisierbar, da es nicht „den einen Weg“ zur Bewältigung von Krisen gibt. Wie Becker-Lenz und Müller-Hermann (2013) es zusammenfassen, sieht Oevermann die Nicht-Standardisierbarkeit der Sozialen Arbeit darin verortet, dass sich die Soziale Arbeit mit Krisen befasst, welche nicht routinisiert bearbeitet werden können (S.209). Die Soziale Arbeit ist somit eine Profession, deren professionelles Handeln aufgrund der Nicht-Standardisierbarkeit selbst anfällig für Krisen ist (S.208). Dies liegt daran, dass im Rahmen von Krisenbewältigung Entscheidungen getroffen werden müssen, welche von Unsicherheiten geprägt sind, da aufgrund des krisenhaften Charakters einer Situation, weder ausreichende Begründungen noch Routinen für diese Entscheidungen verfügbar sind (Becker-Lenz & Müller-Hermann, 2014, S.135-136). Der Nicht-Standardisierbarkeit und der damit verbundenen Unsicherheit im professionellen Handeln soll der professionelle Habitus Verlässlichkeit gegenüberstellen (Becker-Lenz & Müller-Hermann, 2013, S.208).

Diese Ausführungen zeigen auf, dass in der Sozialen Arbeit die Notwendigkeit einer verlässlichen Basis für das professionelle Handeln besteht, damit in krisenhaften und unsicheren Situationen auf diese zurückgegriffen werden kann und die Krisen so mit den Klient*innen erfolgreich bewältigt werden können. In der Fachliteratur wird der professionelle Habitus als potenzielle Lösung für diese Herausforderung im professionellen Handeln diskutiert. Wie Becker-Lenz und Müller bereits 2009 feststellten, gibt es in der Fachliteratur jedoch verschiedene Verwendungen und Verständnisse des Begriffes des professionellen Habitus (S.27). Auf diese soll im folgenden Abschnitt eingegangen werden.

Die vorliegende Bachelorarbeit orientiert sich am Habitusverständnis nach Bourdieu und davon abgeleitet am Verständnis des professionellen Habitus nach Oevermann und an Autor*innen welche sich selbst gleichermassen verorten. Anschliessend an Bourdieu beschreibt Oevermann den professionellen Habitus folgendermassen:

„jene tiefliegenden, als Automatismus ausserhalb der bewussten Kontrollierbarkeit operierenden und ablaufenden Handlungsprogrammierungen zusammen, die wie eine Charakterformation das Verhalten und Handeln von Individuen kennzeichnen und bestimmen“ (Oevermann, 2001, S.45).

Gemäss Oevermann (2001) lässt sich der Habitus somit nicht vom Individuum trennen oder wegdenken, sondern gehört ähnlich wie der Charakter zu diesem (S.45). Auch Becker-Lenz und Müller-Hermann (2014) greifen auf das Habituskonzept von Bourdieu zurück und verstehen den professionellen Habitus als generatives Strukturmuster, „welches die Wahrnehmung, die Denkprozesse, Entscheidungen und das konkrete Handeln bestimmt und weitgehend unbewusst bleibt“ (S.136). Sie verstehen den professionellen Habitus somit als eine „verinnerlichte psychische Struktur“ (Becker-Lenz & Müller, 2009, S.22). Der professionelle Habitus wird dabei als Kompetenz aufgefasst, welche „nicht auf der Ebene der Anwendung bestimmter Methoden der Interventionspraxis [liegt], sondern die Professionellen erst in den Stand [versetzt], solche Methoden erfolgreich anwenden zu können“ (ebd.). Im Rahmen ihres Forschungsprojekts haben Becker-Lenz und Müller-Hermann (2014) folgenden idealtypischen professionellen Habitus der Sozialen Arbeit determiniert (S.137):

- a) „Eine *berufsethische Grundhaltung* mit einer auf Autonomie und Integrität bezogenen zentralen beruflichen Aufgabe, einer Bindung an die geltende Rechtsordnung und an wissenschaftliche Erkenntnisse sowie einer Leitlinie für den Umgang mit Interessen von Klienten [sic] und staatlichen Vorgaben
- b) Die *Fähigkeit zur Gestaltung von Arbeitsbündnissen* unter den spezifischen Bedingungen sozialstaatlicher bestimmter Arbeitsfelder Sozialer Arbeit
- c) Die *Fähigkeit des Fallverstehens* unter Einbeziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse“

Neben diesem Modell von Becker-Lenz und Müller-Hermann gibt es in den Professionstheorien noch weitere Ansätze der inhaltlichen Definition des professionellen Habitus. So definiert beispielweise Fritz Schütze zentrale Werthaltungen, an welchen sich das professionelle Handeln orientieren soll (zitiert nach Becker-Lenz & Müller-Hermann, 2013, S.209). Während Ulrike Nagel idealtypische Haltungen von Professionellen beschreibt, stellt das Modell von Maya Heiner die Notwendigkeit von Handlungsmethoden, klarer Berufsrolle und beruflicher Identität ins Zentrum (ebd.). Da sich vorliegende Bachelorarbeit in erster Linie für die Entwicklung des professionellen Habitus, dessen Zusammenhang mit dem Habitus einer Person und der Wirkung auf das professionelle Handeln interessiert, soll an dieser Stelle nicht weiter auf die inhaltlichen Definitionen eines idealtypischen professionellen Habitus

eingegangen werden. Konstitutiv für die weiterführende Argumentation ist das Verständnis des professionellen Habitus als *Automatismus* (vgl. Oevermann) oder als *Strukturmuster* (vgl. Becker-Lenz & Müller-Hermann), welches das professionelle Handeln prägt. Neben dieser Auffassung von professionellem Habitus ist für die Argumentation zudem eine Klärung des Zusammenhanges zwischen professionellem Habitus und Habitus einer Person notwendig. In Anlehnung an die in der Fachliteratur verwendeten Begrifflichkeiten und zur Unterscheidung zwischen Habitus und professionellem Habitus wird nachfolgend der Begriff Gesamthabitus für den Habitus einer Person verwendet.

In Bezug auf die Frage, inwiefern der professionelle Habitus mit dem Gesamthabitus in Verbindung steht, verweist Sander (2014) auf die bisherigen Beiträge der Professionssoziologie zum Gegenstand des professionellen Habitus. Er kritisiert dabei die Definition des professionellen Habitus als „Stil oder eine Form des professionellen Handelns, welche sich im Wesentlichen auf die Sozialisation in einer bestimmten Ausbildungs- und Berufskultur und die daraus hervorgehende Prägung beschränkt“ (S. 12). Dieses Verständnis von professionellem Habitus greift laut Sander zu kurz, da Professionelle nicht nur aufgrund der in der Ausbildung und Praxis geformten Handlungsmuster agieren, sondern immer auch als „ganze Person“ (ebd.). Folglich handeln Professionelle mit ihrem „kompletten verfügbaren Handlungsapparat“ (ebd.). Dieses Verständnis von professionellem Habitus, als Teil des Gesamthabitus einer Person, lässt sich auch bei Oevermann finden (zitiert nach Becker-Lenz & Müller-Hermann, 2013, S. 208). Becker-Lenz und Müller-Hermann (2014) präzisieren dieses Verständnis insofern, dass sich der professionelle Habitus nicht additiv im Sinne eines Zusatzes zum Gesamthabitus bildet, sondern sich aus diesem herausbildet (S. 137). Damit stellt sich die Frage, inwiefern der Gesamthabitus den professionellen Habitus beeinflusst und welche Auswirkungen dies auf das professionelle Handeln haben kann. Diese Frage zu einem späteren Zeitpunkt erneut aufgegriffen und thematisiert werden.

4.1.1 Entwicklung des professionellen Habitus im Studium

In der Hochschulsozialisationsforschung ist die Thematik der Habitusbildung während des Studiums bereits seit langer Zeit Teil verschiedener Untersuchungen (Becker-Lenz & Müller, 2009, S. 27). In der Forschung zur habitusbildenden Wirkung des Studiums wird dieses unabhängig der Studienrichtung als Ort der Habitusbildung identifiziert (ebd.). Ältere Studien wie die von Huber, Liebau, Portele und Schütte 1983 gehen von einer persönlichkeitsverändernden Wirkung des Studiums aus. Sie beschreiben diese als „tiefgreifende fachspezifische Prägung“, welche sich „auf die Gesamtheit der Dispositionen des Subjektes erstreckt und damit seine Weise der Wirklichkeitskonstruktion fundamental beeinflusst“ (S. 151). Fricke und Grauer stellten 1994 die Frage, ob die Veränderungen in der

Persönlichkeit auf innere Entwicklungsprozesse oder auf Anpassungsleistungen an das soziale Feld des Hochschulstudiums zurückzuführen sind. Sie kommen dabei zum Schluss, dass Veränderungen in der Persönlichkeit der Studierenden nur in jenen Bereichen geschehen, wo sie elementar für die Praxis sind (Fricke & Grauer, 1994, S. 293). Es stellt sich heraus, dass insbesondere die ersten theoretischen Auseinandersetzungen mit Sozialer Arbeit starke Wirkung auf die berufsbezogenen Einstellungen haben (S. 199). Auch Becker-Lenz, Busse, Ehlert und Müller-Hermann (2012) verorten die Bildung habitueller Haltungen, zusammen mit der Vermittlung von Wissen, der Aneignungen von Kompetenzen und der Erzeugung von Identität, im Studium (S. 10). Ebenso identifiziert die strukturtheoretische Professionstheorie nach Oevermann die Bildung des professionellen Habitus als Aufgabe der Ausbildung (Becker-Lenz & Müller-Hermann, 2014, S. 136). Die oben vorgestellten Studien schreiben dem Studium folglich eine persönlichkeitsverändernde bzw. habitusbildende Wirkung zu. Diese kann darauf zurückgeführt werden, dass der Eintritt ins Studium für viele Studierende einem sogenannten Feldwechsel gleichkommt, da sie von ihrem Herkunftsfeld in das universitäre bzw. Hochschulfeld eintreten (Vosgerau, 2005, S. 55). Damit kann das Studium als soziales Feld verstanden werden, in welchem Studierende sich mit neuen *Nomos* (vgl. Kapitel 3.3) konfrontiert sehen. Durch die Akkumulation von Kulturkapital während des Studiums, verändert sich die Kapitalausstattung der Studierenden, worin sich die habitusbildende Wirkung des Studiums zeigt (vgl. Kapitel 3.2). Die Konfrontation mit einem neuen sozialen Feld erfordert laut Ebert (2010) im ersten Schritt Modifikation und Veränderung des bisherigen Habitus. Der Gesamthabitus muss sich dem neuen sozialen Feld annähern und sich in diesem positionieren. Diese Annäherung ist Bedingung für ein erfolgreiches Bewegen im neuen sozialen Feld (S. 201). In Bezug auf das Studium bedeutet dies, dass dieses nur erfolgreich abgeschlossen werden kann, wenn eine Annäherung des Gesamthabitus an das soziale Feld geschieht. Damit diese Annäherung gelingt, muss laut Krais und Gebauer der Gesamthabitus der Studierenden eine bestimmte Nähe und Kompatibilität mit dem sozialen Feld haben (zitiert nach Ebert, 2010, S. 201). Auch Bourdieu betont, dass feldspezifische Dispositionen nur auf der Basis von früheren Dispositionen gebildet werden können (zitiert nach Ebert, 2010, S. 200). Da sich der Gesamthabitus der Studierenden bei Studieneintritt unterscheidet, gibt es auch Unterschiede bei der Kompatibilität des einzelnen Habitus mit dem sozialen Feld des Studiums. Deshalb sind die Voraussetzungen für ein erfolgreiches Studium nicht bei allen Studierenden gleich.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass das Studium im Fachdiskurs als Ort der Habitusbildung beziehungsweise der Habitusveränderung verstanden wird, welche essenziell für die Inkorporation von Kompetenzstrukturen des neuen sozialen Feldes ist. Die Habitusformation wird durch den Feldwechsel provoziert und die Bewältigung dieses

Feldwechsels durch Annäherung beziehungsweise Habitustransformation ist zugleich die Voraussetzung für das erfolgreiche Abschliessen eines Studiums. Daraus stellt sich die Frage, wie genau diese Habitustransformation im Studium vonstattengeht.

Becker-Lenz und Müller (2009) beschreiben zwei Aspekte der Habitusbildung im Studium. Diese geschieht zum einen über die Bewusstmachung von sich in der Praxis manifestierenden Haltungen sowie der Veränderung bestehender, problematischer Haltungen (S. 22). Den elementaren Moment der Habitusformation sehen Becker-Lenz und Müller-Hermann (2014) wie auch Oevermann im Zusammenhang mit Krisenbewältigungen (S. 143). Anhand eines Forschungsprojektes konnten sie aufzeigen, dass es im Verlauf des Studiums bei Studierenden zu Krisen kommt, welche in Verbindung mit dem Gesamthabitus gebracht werden können. Diese Krisen werden auf eine Diskrepanz zwischen Gesamthabitus und Anforderungen des Studiums bzw. der Praxis zurückgeführt (S. 138). Becker-Lenz und Müller-Hermann gehen so weit und legen das Erleben von Krisen als Prämisse für die Umbildung und Weiterentwicklung des Gesamthabitus fest. Dieser ist dementsprechend ein Krisenprodukt bzw. die Summe aller Krisenlösungen. Sie stellen aus diesem Grund fest, dass es die Aufgabe des Studiums sei, in Fällen von Diskrepanzen zwischen Gesamthabitus und Anforderungen der Praxis, Krisen zu provozieren und die Studierenden darin zu begleiten und zu unterstützen (S. 143). Unterstützung in solchen Krisensituationen bedeutet, mit den Studierenden die krisenauslösenden Elemente des Gesamthabitus zu thematisieren. Durch die Bewusstmachung der Habituselemente können die Studierenden darin unterstützt werden, ihr diffuses Unbehagen einzuordnen und die Gründe dafür zu erkennen. Auch die direkte Infragestellung von Haltungen und verinnerlichter Werte von Studierenden, kann eine Bewusstmachung von Habituselementen ermöglichen (S. 144). Für diese Bewusstmachungsprozesse braucht es jedoch individuelle Settings und einen schützenden Rahmen (ebd.).

An dieser Stelle möchten die Autor*innen vorliegender Bachelorarbeit anmerken, dass die Habitusbildung nicht mit der Beendigung des Studiums abgeschlossen ist. Insbesondere Forschungsergebnisse von Becker-Lenz und Müller-Hermann (2014), welche die Bedeutung der Praktika bei der Habitusbildung hervorheben (S. 143), lassen darauf schliessen, dass der Eintritt in die Arbeitswelt aufgrund neuer Herausforderungen und möglicher Diskrepanzen zwischen erwarteten Kompetenzen und Gesamthabitus, eine weitere Habitustransformation erfordern. Da sich vorliegendes Kapitel auf die habitusbildende Wirkung des Studiums fokussiert, soll dem Aspekt des habitusverändernden Einflusses der Praxis nicht weiter nachgegangen werden.

Die beabsichtigte Habitusbildung im Studium ist von diversen Herausforderungen geprägt. Laut Becker-Lenz und Müller-Hermann (2013) zeigt sich eine Herausforderung darin, dass es sich bei der Habitusbildung um Selbstbildungsprozesse handelt, welche nicht direktiv gesteuert werden können. Diese Selbstbildungsprozesse können jedoch durch Bildungsprozesse im Studium unterstützt und gefördert werden, sofern sie sich an individuellen Bildungsprozessen orientieren. Neben der Herausforderung durch den Umgang mit Selbstbildungsprozessen im Studium stellt auch das Ziel der einheitlichen Bildung eines professionellen Habitus bei den Studierenden eine Herausforderung dar (S. 211). In ihrer Forschungsarbeit kommen Becker-Lenz und Müller-Hermann (2014) zu dem Erkenntnis, dass das Studium nicht zu einem einheitlichen professionellen Habitus bei den Studierenden führt (S. 137). Auch in der Praxis lässt sich kein einheitlicher professioneller Habitus nachweisen (S. 144). Damit verdeutlicht sich, dass das Studium zwar einerseits aufgrund des Feldwechsels ein Ort der Habitusbildung ist, andererseits jedoch keine Habustransformation hin zu einem einheitlichen professionellen Habitus der Studierenden geschieht.

In ihrer Studie konnten Becker-Lenz und Müller-Hermann (2014) herleiten, dass das professionelle Handeln der Studierenden bis zum Ende des Studiums von den berufsrelevanten Teilen des vor dem Studium bereits bestehenden Gesamthabitus bestimmt werden (S. 137). Der professionelle Habitus ist folglich so stark durch den Gesamthabitus geprägt, dass auch das professionelle Handeln in erster Linie durch diesen bestimmt wird. Die Studierenden verfügen also nicht über einen einheitlichen professionellen Habitus, welcher die Wirkung des Gesamthabitus auf das professionelle Handeln gewissermaßen abfedern und lenken kann. Einen Erklärungsansatz für die prägende Wirkung des Gesamthabitus und dem damit zusammenhängenden, nicht vorhandenen einheitlichen professionellen Habitus, bietet der Hysteresis-Effekt. Wie in Kapitel 3.1 erklärt, beschreibt der Hysteresis-Effekt die relative Stabilität der Habitusstruktur und der damit einhergehenden Trägheit gegenüber Veränderungen. Der Habitus tendiert dazu, die verinnerlichteten Strukturen beizubehalten und zeigt aus diesem Grund eine gewisse Resistenz gegenüber Veränderungen dieser. Der Habitus zeigt aus diesem Grund auch gegenüber der Inkorporation neuer, mit einem Feldwechsel einhergehenden Kompetenzstrukturen eine Veränderungsresistenz, was dazu führt, dass die alten Kompetenzstrukturen weiterhin mitbestimmend für das Handeln sind. Dementsprechend bestimmt der Gesamthabitus das professionelle Handeln wesentlich mit.

4.1.2 Fazit

Es wurde aufgezeigt, dass die Nicht-Standardisierbarkeit des sozialarbeiterischen Handelns die Notwendigkeit eines professionellen Habitus begründet. Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit ist nicht standardisierbar, da es die Kernaufgabe der stellvertretenden Krisenbewältigung umfasst. Dieser Unsicherheit im praktischen Handeln soll der

professionelle Habitus Sicherheit und Verlässlichkeit gegenüberstellen. Der professionelle Habitus, verstanden als Strukturmuster und Automatismus, kann jedoch nicht auf seine Prägung durch die Ausbildungs- und Berufskultur reduziert werden. Wie die Ausführungen zeigen, ist der professionelle Habitus integraler Bestandteil des Gesamthabitus. Durch die prägende Wirkung der primären Existenzbedingungen auf den Habitus, kann geschlussfolgert werden, dass darin inkorporierte klassistische Handlungs- und Denkmuster sich massgeblich auf das professionelle Handeln auswirken.

Die Entwicklung des professionellen Habitus wird als Aufgabe des Studiums identifiziert, da diesem eine habitusbildende Funktion zugeschrieben wird. Die habitusbildende Wirkung lässt sich mit dem Feldwechsel bei Studieneintritt erklären. Im Rahmen dieses Feldwechsel werden die innerhalb der Sozialisation erlernten Kompetenzstrukturen modifiziert und dem sozialen Feld des Hochschulstudiums angepasst. Manchen Studierenden gelingt diese Anpassung einfacher als anderen, da ihr Gesamthabitus bereits eine gewisse Kompatibilität mit dem neuen sozialen Feld aufweist. Beim Erreichen einer solchen Kompatibilität spielt bereits die Schule als Sozialisationsinstanz eine wichtige Rolle. Da sich die Schule an den Normen der Mittelschicht orientiert und diese weitervermittelt, werden nicht der Mittelschicht zugehörige Schüler*innen benachteiligt. Damit besteht auch eine weniger weitreichende Kompatibilität mit dem sozialen Feld des Hochschulstudiums und der Zugang zu diesem wird erschwert. Da eine bestimmte Kompatibilität des Gesamthabitus mit dem sozialen Feld des Hochschulstudiums Voraussetzung für eine erfolgreiche Bewältigung dessen ist, kann festgehalten werden, dass die Studierenden über ähnliche Kapitelausstattungen und somit über ähnliche Gesamthabitus verfügen müssen. Die Entwicklung des professionellen Habitus im Studium liegt das Ziel zugrunde, diesen einheitlich herauszubilden. Dies zeigt sich als Utopie, da der professionelle Habitus aufgrund seiner Herausbildung aus dem Gesamthabitus kein neutrales einheitliches Handlungsschemata sein kann. Zudem kann der Gesamthabitus aufgrund des Hysteresis-Effekts keine vollständige Veränderung und Ablösung der inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata erfahren. Abschliessend und mit Bezug zur Leitfrage lässt sich somit festhalten, dass der professionelle Habitus massgeblich vom Gesamthabitus und der darin inkorporierten klassistischen Strukturen geprägt ist und folgerichtig das professionelle Handeln beeinflusst.

4.2 Professionelles Handeln

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem professionellen Handeln in der Sozialen Arbeit, um so die mit der habituellen Prägung einhergehenden Wechselwirkungen zwischen Professionellen und Klient*innen im professionellen Handeln zu beschreiben, sodass diese anschliessend mit der dadurch bedingten interaktionistischen Reproduktion von Klassismus in

Verbindung gebracht werden kann. Das Kapitel schliesst damit an die Erkenntnis an, dass der Gesamthabitus von Sozialarbeitenden konstitutiv für das professionelle Handeln ist und diskutiert die Auswirkungen dessen anhand der Begriff der habituellen Passung und Nicht-Passung.

Wie Becker-Lenz und Müller (2009) konstatieren, gibt es in der Sozialen Arbeit verschiedene Konzeptionen von professionellem Handeln. Dies gilt nicht nur für das Verständnis professionellen Handelns im Studium sondern auch in der Praxis. Sie stellen fest, dass es weder im Studium noch in der Praxis einen Konsens darüber gebe, was den Kern des professionellen Handelns ausmache (S. 45). Aus diesem Grund sind auch die nachfolgenden Ausführungen zum professionellen Handeln nicht als abschliessend zu betrachten, sondern als Voraussetzung für die weiterführenden Überlegungen zur Bedeutung des Gesamthabitus für das professionelle Handeln.

Im Rahmen der soziologischen Professionstheorien wird die Frage nach dem konstitutiven Inhalt professionellen Handelns von verschiedenen Vertreter*innen thematisiert (Becker-Lenz & Müller, 2009, S. 45). Da vorliegende Arbeit sich auf den Begriff des professionellen Habitus nach Oevermann bezieht, soll auch sein Verständnis professionellen Handelns eingegangen werden. Oevermann verortet die Aufgabe der sozialen Arbeit in der Wiederherstellung und Förderung von Integrität und Autonomie (zitiert nach Becker-Lenz & Müller, 2009, S. 50). Eine bedeutende Rolle schreibt er der Herstellung eines Arbeitsbündnisses mit den Klient*innen zu, da dieses grundlegend für den darauffolgenden Unterstützungsprozess ist. Das Arbeitsbündnis muss freiwillig erfolgen (S. 51). Sander (2014) verweist darauf, dass für Oevermann die Herstellung eines Arbeitsbündnisses elementar für das professionelle Handeln ist, da erst durch dessen Aufbau die sozialen Distanzen zwischen Klient*innen und Professionellen überbrückt werden können (S. 18). Als drittes Element professionellen Handelns nennt Oevermann die Verbindung von Theorie und Praxis bei konkreten Interventionen (zitiert nach Becker-Lenz & Müller, 2009, S. 52). Er definiert folgende konstitutive Elemente des professionellen Handelns:

- a. Wiederherstellung der Autonomie und Integrität
- b. Herstellung eines Arbeitsbündnisses
- c. Verbindung von Theorie und Praxis

Anschliessend an Oevermann soll auf Sanders Konzeption des professionellen Handelns eingegangen werden, da er durch die Betonung der Konstruiertheit von Fällen und der Deutung der Klient*innensituation, Aspekte des professionellen Handelns anspricht, welche relevant sind für die Auseinandersetzung mit der Wirkung des Gesamthabitus auf das

professionelle Handeln. Sander (2014) stellt fest, dass das professionelle Handeln durch besonders komplexes berufliches Wissen gekennzeichnet ist (S. 12). Charakteristisch für Soziale Arbeit ist dabei, dass das professionelle Handeln sich nicht auf einen konkreten Gegenstand bezieht. Professionelles Handeln der Sozialen Arbeit unterscheidet sich dabei beispielsweise von den Rechtswissenschaften, deren Handeln auf einen konkreten Gegenstand, das Recht, bezogen ist. In der Sozialen Arbeit sind die Adressat*innen des professionellen Handelns selbst der Gegenstand dessen, sie können jedoch aufgrund der Unterschiedlichkeit ihrer Situationen nicht als konkreten Gegenstand begriffen werden. Aus diesem Grund werden die Situationen von Adressat*innen als „Fälle“ verstanden. Durch die Konstruktion von Fällen können Sozialarbeitende sich trotz der Unterschiedlichkeiten der Situationen auf bestimmte Problemkonstellationen beziehen (S. 13). Der „Fall“ als Gegenstand des professionellen Handelns bringt jedoch weitere Herausforderungen mit sich, denn die Deutung der Situation bzw. die Konstruktion dessen ist unterschiedlich. Die Deutung der Situation ist immer akteur*innenspezifisch (ebd.). Da wie in Kapitel 3 beschrieben, der Habitus unsere Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata bestimmt, ist auch die Deutung der Klient*innensituation durch den Habitus beeinflusst. Akteur*innenspezifisch kann deshalb in diesem Zusammenhang auch als habituspezifisch verstanden werden. Sander (2014) spricht von einer „Asymmetrie der Alltagskulturen“, welche zur unterschiedlichen Deutung der Situation führt. Diese hat nicht nur eine Auswirkung auf die Situationsdeutung, sondern auch auf die Beziehung zwischen Klient*innen und Professionellen (S. 14).

4.2.1 Habituelle Passung und Nicht-Passung

Das vorangehende Kapitel hat gezeigt, dass die Bildung eines Arbeitsbündnisses, die Deutung der Klient*innensituation sowie alltagskulturelle Asymmetrien in der professionellen Beziehung in Zusammenhang mit den Herausforderungen, welche sich durch Wirkung des Habitus auf das professionelle Handeln ergeben, stehen können. Diese Herausforderungen sollen im folgenden Kapitel differenzierter betrachtet werden und mit den Begriffen der habituellen Passung bzw. Nicht-Passung eingefangen werden.

In Anlehnung an den von Sander (2014) verwendeten Begriff der alltagskulturellen Passung zwischen Klient*innen und Professionellen und um die verschiedenen Begriffe der Fachliteratur zu vereinheitlichen, schlagen die Autor*innen vorliegender Bachelorarbeit die Nutzung der Begriffe „habituelle Passung“ bzw. „Nicht-Passung“ vor. Diese beschreiben die Passung bzw. Nicht-Passung der Habitus der Sozialarbeitenden mit jenen der Klient*innen. Die Passung bzw. Nicht-Passung von Habitus sehen die Autor*innen in Zusammenhang mit der Kapitalausstattung der jeweiligen Personen und der daraus abgeleiteten Position im sozialen Raum. Habituelle Passung liegt demnach bei einer ähnlichen Kapitalausstattung und

damit einhergehenden ähnlichen Position im sozialen Raum vor. Nicht-Passung dementsprechend bei unterschiedlicher Kapitalausstattung. Habituelle Passung bzw. Nicht-Passung kann sich unterschiedlich auf das professionelle Handeln auswirken. In der Fachliteratur werden Chancen und Risiken dieser Wechselwirkungen diskutiert. Laut Grendel (2019b) betonen einige Autor*innen die Risiken biografischer Verstrickungen, während andere den Rückgriff auf biografische Ressourcen als Chance verstehen (S.190). Grundsätzlich lässt sich dabei festhalten, dass im Fachdiskurs kein Konsens besteht, ob eine habituelle Passung oder eine Nicht-Passung förderlicher für das professionelle Handeln ist. Im nachfolgenden Unterkapitel sollen deshalb mögliche Chancen und Risiken habitueller Passung bzw. Nicht-Passung aufgezeigt und diskutiert werden.

Im Rahmen der Betrachtung der habituellen Nicht-Passung kann an die oben beschriebenen Herausforderungen der alltagskulturellen Asymmetrie professioneller Beziehungen und die Herstellung von Arbeitsbündnissen angeschlossen werden. Dies insofern, als dass die alltagskulturelle Asymmetrie auf die soziale Distanz im Sozialarbeitenden-Klient*innen-Verhältnis hinweist, welche typischerweise bei einer Nicht-Passung der Habitus der Fall ist. Die soziale Distanz erfordert im Sinne Oevermanns die Herstellung eines Arbeitsbündnisses, damit eine Überbrückung dieser möglich wird (zitiert nach Sander, 2014, S. 18). Folglich wird die Überbrückung sozialer Distanz im Falle einer habituellen Nicht-Passung zum elementaren Bestandteil professionellen Handelns. Die Überbrückung dieser deutet auf weitere Herausforderungen im professionellen Handeln hin, denn in Anlehnung an Kubisch (2014) geht es bei der Überbrückung sozialer Distanz auch um die Frage des Umgangs mit sozialen Differenzen (S. 117). Der Umgang von Sozialarbeitenden mit sozialer Differenz scheint insbesondere dort relevant, wo Sozialarbeitende mit von Ungleichheit gezeichneten Erfahrungen und Lebensrealitäten konfrontiert werden (ebd.). Kubisch stellt dazu verschiedene Studien vor, welche untersuchen, wie Sozialarbeitende soziale Differenzen adressieren und die Reproduktion dieser über das professionelle Handeln thematisieren. Sie kommt in ihrer Studie zur Erkenntnis, dass die Konstruktion von sozialen Differenzen stabilen habituellen Mustern folgt und von der Organisationskultur gerahmt wird (Kubisch, 2014, S. 118). Daraus schliesst sich, dass sich die handlungsleitenden Orientierungen von Professionellen je nach Institution unterscheiden. Die Erkenntnis, dass der Umgang mit sozialen Differenzen anhand von habituellen Mustern abläuft, wertet Kubisch als unproblematisch, insofern die daraus resultierenden Orientierungen jenen der in Kapitel 6.1 diskutierten Habitussensibilität entsprechen. Die Erkenntnisse dieser Studie verdeutlichen die Notwendigkeit die Wirkung habitueller Muster, seien es die Muster von Professionellen oder die der Organisationskultur, auf das professionelle Handeln vermehrt in den Fokus von Untersuchungen zu stellen und einer Reflexion zu unterziehen.

Eine weitere von Kubisch (2014) rezitierte Studie schliesst an die Problematik der unterschiedlichen Deutung der Klient*innensituation an. Diese zeigt auf, dass die Sozialarbeitenden die Klient*innen insbesondere in Hinblick auf ihre Dispositionen und ihr Handlungsvermögen wahrnehmen (S. 119). Dabei kristallisiert sich heraus, dass für die Deutung der Disposition und des Handlungsvermögens die eigene Wahrnehmungsgrundlage als Basis herangezogen wird (ebd.). Die Studie untermauert damit die Erkenntnis, dass die Deutung von Situationen durch die eigenen Wahrnehmungsschemata und somit letztendlich vom Habitus beeinflusst werden. Der Habitus der Klient*innen wird dadurch nie alleinstehend wahrgenommen, sondern immer in Beziehung zum eigenen Habitus gesetzt und dementsprechend aus diesem heraus wahrgenommen (Kubisch, 2014, S. 119). Die Dispositionen der Klient*innen werden nicht grundlegend als abweichend, negativ oder in ihrer Differenz wahrgenommen. Welche Deutung der Fall ist, scheint abhängig vom professionellen Selbstverständnis. Dieses drückt sich in unterschiedlichen Normalitätsvorstellungen aus, welche dann problematisch sind, sobald das eigene Normalitätsverständnis zur normativen Grundlage genommen und damit Differenz als Abweichung interpretiert wird (ebd.). In diesem Sinne wird dann der eigene Habitus als Norm wahrgenommen und die aufgrund der Nicht-Passung erlebten sozialen Differenzen als Abweichung zur eigenen Norm gedeutet. Die Erkenntnisse aus den von Kubisch rezierten Studien weisen darauf hin, dass die Sozialarbeitenden bei einer habituellen Nicht-Passung mit den Klient*innen über die vom eigenen Habitus geprägte Deutung von Differenz, soziale Differenzen mitherstellen und reproduzieren. Damit stellt sich die Frage, inwiefern diese Reproduktion sozialer Differenz, insofern sie entlang ausschliessender Differenzlinien geschieht, als Moment der Reproduktion sozialer Ungleichheiten durch sozialarbeiterische Praxis gelesen werden kann.

In der Literatur zur Auswirkung habitueller Passung zwischen Professionellen und Klient*innen werden Chancen und Risiken dieser dargelegt. Sander (2014) sieht in der habituelleren Passung vor allem eine Chance für das professionelle Handeln. Er bezieht sich auf den Begriff der alltagskulturellen Passung und beschreibt damit die soziale Nähe, welche entstehen kann, wenn Professionelle und Klient*innen ähnlichen Positionen im sozialen Raum angehören und somit auch ähnliche Wertorientierungen teilen. Die Chance dieser alltagskulturellen Passung sieht er darin, dass diese die Grundlage für eine Art „sozial automatisches Verstehen“ sein kann (S. 23). Allerdings beschreibt er auch erschwerende Effekte dieser Passung. Ihm zufolge zeigen neuere Studien auf, dass Professionelle bei erlebter alltagskultureller Passung die vermeintlichen Leistungskriterien des sozialen Feldes besonders hochhalten. Dies kann beispielsweise im Sinne eines „ich habe es ja selbst auch geschafft“ geschehen. Für die Klient*innen kann dies bedeuten, dass ihnen der Zugang zu einem sozialen Feld zusätzlich erschwert wird (Sander, 2014, S. 23). Diese Abgrenzung gegenüber Klient*innen mit welchen

eine alltagskulturelle Passung erlebt wird, kann als Disktinktion verstanden werden. Wie in Kapitel 3.3 aufgezeigt, dient die Distinktion dem Erhalt oder der Verbesserung der eigenen sozialen Position. Aufgrund von Disktinktion kann demnach eine habituelle Passung zwischen Sozialarbeitenden und Klient*innen auch einen Nachteil für diese bedeuten.

Neben Sander beschäftigt sich auch Wagner (2016) mit dem Thema der habituellen Passung. Er spricht in diesem Zusammenhang von einer gefühlten sozialen Nähe (S. 439). Auch er sieht in der habituellen Passung eine Chance für das professionelle Handeln, da sie zu mehr Verständnis für die Situation der Klient*innen führen kann, räumt jedoch zugleich ein, dass durch Projektion der eigenen Erfahrungen auch Missverständnisse zustande kommen können (S. 431). Trotz dieses Risikos betont er, dass die soziale Nähe und die daraus resultierenden Anknüpfungspunkte die Basis für das Verstehen der Situation von Klient*innen bildet (ebd.). Doch was geschieht, wenn eine vorhandene gefühlte soziale Nähe zur Voraussetzung für die Unterstützung der Klient*innen wird? Diesen Aspekt der habituellen Passung greift Wagner in seiner Studie zur Reproduktion „ethnisch“ vermittelter sozialer Ungleichheiten in Sozialdiensten auf eindrückliche Art und Weise auf. Obwohl sich Wagners Untersuchung auf die ungleichheitsgenerierende Kategorie *race* bezieht, vermitteln seine Erkenntnisse einen Eindruck davon, wie der Gesamthabitus von Sozialarbeitenden Einfluss auf das professionelle Handeln haben kann. Weil die Studie Wagners aufzeigt, wie sich die habituellen Prägungen konkret im praktischen Handeln niederschlagen können, soll sie nachfolgend erläutert werden.

Wagners (2016) Prämisse lautet, dass der Zeitdruck auf Sozialdiensten dazu führt, dass Sozialarbeitende nicht alle Klient*innen gleich unterstützen können, was dazu führt, dass sie entscheiden müssen, welche Klient*innen sie umfangreicher unterstützen. Laut Wagner erfolgt dies dann, wenn ein gewisses „Potenzial“ bei den Klient*innen entdeckt wird: „Die Klient/-innen [sic] müssen über die Ressourcen verfügen, die Sozialarbeiter/-innen [sic] zu überzeugen, dass es sich lohnt, sie voran zu bringen“ (S. 432). Die Entdeckung eines solchen Potenzials geschieht dabei entlang von Kategorisierungen, über welche soziale Nähe erlebt werden kann. Die Studie fokussiert zwar auf „ethnische“ Kategorien, jedoch wird angemerkt, dass auch andere Kategorien relevant sind, wenn es um das Erhalten emotionaler Unterstützung, Beratung sowie die Ausschöpfung des Handlungsspielraums geht (ebd.). Inwiefern diese Wahrnehmung von Potenzial mit Kategorisierungen zusammenhängt und inwieweit sie das professionelle Handeln beeinflusst, soll anhand folgender Beobachtungen Wagners eines Beratungsgesprächs auf einem Sozialdienst, verdeutlicht werden. Vor Beginn des Gespräches fällt ihm auf, dass die Sozialarbeiterin beim Konsultieren des Dossiers ihrer Klientin zahlreiche diskriminierende Bemerkungen macht, welche verdeutlichen, dass die Kategorie „ethnische“ Zugehörigkeit die Wahrnehmung der Sozialarbeiterin stark prägt.

Während dem Gespräch beobachtet er eine Veränderung seitens der Sozialarbeiterin. Die Schilderungen der Klientin, dass der eigene Lohn nach der Scheidung für die Lebenskosten nicht ausreiche, löste bei der Sozialarbeiterin eine Solidarisierung aus. Diese kann laut Wagner in den ähnlichen biographischen Erfahrungen der Sozialarbeiterin verortet werden. Es konnte demnach eine gefühlte soziale Nähe über das „Geschlechts- und Klassenschicksal“ beobachtet werden, welche die Bewertung der Situation der Klientin in einen anderen Fokus rückte (Wagner, 2016, S. 433-434). Diese Veränderung beobachtete er auch in der Art und Weise, wie die Sozialarbeiterin nach dem Gespräch mit Wohlwollen über die Klientin spricht (S. 433). Diese Beobachtungen lassen die Vermutung aufkommen, dass die Sozialarbeiterin aufgrund der gefühlten sozialen Nähe die Situation der Klientin anders wahrnahm und somit auch anders (be-)handelte. Mit Wagner gesprochen, kann die gefühlte soziale Nähe dazu führen, dass die Sozialarbeiterin ein Potenzial bei der Klientin entdeckt hat und „die Klientin (...) offensichtlich die Ressourcen [hat], die es braucht, „trotz“ ihrer ethnischen Zugehörigkeit als unterstützungswert wahrgenommen zu werden“ (Wagner, 2016, S. 433). Das Beispiel von Wagner zeigt, dass das Erleben habitueller Passung in einer ökonomisierten Praxis zur Voraussetzung für umfangreiche Unterstützung werden kann. Das professionelle Handeln unterscheidet sich, je nachdem, ob eine soziale Nähe und damit einhergehende habituelle Passung erfahren wird oder nicht. Zur habituellen Passung lässt sich somit festhalten, dass trotz der Chance eines besseren Verstehens der Klient*innensituation sich auch problematische Effekte im professionellen Handeln niederschlagen, nämlich dann, wenn das Erleben habitueller Passung zur Voraussetzung für umfangreiche Unterstützung wird.

4.2.2 Fazit

Ziel dieses Kapitels war es, die Herausforderungen und Problematiken der Auswirkungen des Gesamthabitus auf das professionelle Handeln sowie dessen Wechselwirkung mit dem Habitus der Klient*innen darzulegen. An dieser Stelle sollen nun diese Herausforderungen und Problematiken nochmals kurz aufgeführt werden und damit eine erste Brücke zu Klassismus geschlagen werden.

Aus der konstitutiven Prägung des professionellen Handelns durch den Gesamthabitus ergeben sich verschiedene Herausforderungen. Diese lassen sich in die Phänomene der habitueller Passung und Nicht-Passung unterteilen. Kennzeichnend für Herausforderungen im Falle von habitueller Passung ist der Umgang mit sozialer Distanz und den inhärenten sozialen Differenzen. Während die Konstruktion sozialer Differenzen dabei über habituelle Muster und die Organisationskultur erfolgt, ist die Deutung sozialer Differenzen von den Wahrnehmungsstrukturen des Habitus geprägt. Der Habitus, und somit auch die darin inkorporierten klassistischen Strukturen, prägen somit das professionelle Handeln

massgeblich. Die Konstruktion sozialer Differenzen über habituelle Muster erfolgt mittels klassistischen Zuschreibungen. Zugleich ist auch die Deutung sozialer Differenzen klassistischen Zuschreibungen unterworfen, da die inkorporierten sozialen Strukturen (re-)produziert werden. Betrachtet man die Auswirkungen habitueller Passung auf das professionelle Handeln, so wird deutlich, dass sich die Herausforderungen für dieses am Erleben sozialer Nähe festmachen. Es lassen sich hierbei zwei Charakteristiken ausmachen. Das Erleben sozialer Nähe kann von Distinktionen geprägt sein, welche im weitesten Sinne klassistische Handlungen darstellen. Disktinktionen erfolgen dann, wenn eine ähnliche Position im sozialen Raum biografisch verortet werden kann. Sie dienen der Abgrenzung und somit der Sicherung der eigenen sozialen Position. Habituelle Passung kann insofern eine Chance für das professionelle Handeln sein, als dass dadurch ein besseres Verständnis für den Habitus der Klient*innen und den damit zusammenhängenden Problemlagen vorliegen kann. Dies muss jedoch dann problematisiert werden, wenn das Erleben sozialer Nähe aufgrund ökonomisierter Praxis und Zeitdruck zur Voraussetzung für Unterstützungsleistungen wird.

5. Zwischenstand

Nachdem nun alle Theorieteile vorgestellt und erörtert wurden, soll an dieser Stelle die Verknüpfung und Verbindung dieser erfolgen. Dabei werden die Autor*innen die Leitfrage aufgreifen und diese mit dem erarbeiteten Wissen beantworten. Dazu soll nochmals auf die Leitfrage verwiesen werden:

Inwiefern wirkt sich Klassismus auf die Bildung eines professionellen Habitus und damit auf das professionelle Handeln aus?

In vorliegender Arbeit wird Klassismus primär als die Zuschreibung und Bewertung von Fähigkeiten und Werten, welche in institutioneller, symbolischer sowie sozialer Exklusion münden und dabei auf ökonomischen Unterschieden beruhen, verstanden. Dabei wird Klassismus als System verstanden, welches die gesamte Gesellschaft durchdringt und sich auf das alltägliche Handeln auswirkt. Es wurde der Frage nachgegangen, wie Klassismus einerseits in interaktionistischen Alltagsmomenten mittels klassistisch inkorporierten Zuschreibungen dauernd hergestellt und andererseits durch klassistische Strukturen und institutionellen Rahmenbedingungen reproduziert werden. Dabei kristallisierte sich einerseits heraus, dass anhand von gesellschaftlich anerkannten Normen und Werten, in interaktionistischen Momenten ein ständiges Klassifizieren und Klassifiziert-Sein, also eine Omnipräsenz sowie Bewertung und Hierarchisierung von Klassismus vorliegt. Andererseits wurde auf die strukturelle Dimension von Klassismus hingewiesen, wobei strukturelle Machtverhältnisse, Zuschreibungen sowie Diskurs- und Repräsentationsverhältnisse erörtert wurden. Es zeigte sich, dass bedingt durch die Kapitalstruktur und -zusammensetzung, privilegierte und dadurch machtvoll Positionen im sozialen Raum vorhanden sind. Innerhalb dieser Positionen können Normen und Werte definiert und qua Diskurse gewaltvoll durchgesetzt werden. Die Verbindung der interaktionistischen Herstellung von Klassismus und den strukturell vorherrschenden klassistischen Verhältnissen stellt die Sozialisation dar. Einerseits entsteht Klassismus über die sozioökonomischen Bedingungen, welche ererbt und in die man hineingeboren wird. Andererseits werden durch die Vermittlung der klassistisch geprägten Normen und Werte innerhalb des familiären Kontextes diese erlernt und inkorporiert. Auch Bourdieu insistiert darauf, dass die Erfahrungen innerhalb der unterschiedlichen sozialen Klassen äussert konstitutiv für ein Individuum sowie deren Wahrnehmung von sich und der Welt ist. Das Ergebnis aller Sozialisationsprozesse ist gemäss Bourdieu der Habitus, welcher ein System von Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata ist. Das Spannungsfeld von interaktionistischer Herstellung und strukturellen Gegebenheiten löst Bourdieu mit dem Habitus auf. Diesem schreibt er einerseits die Funktion der strukturierten Struktur, andererseits der strukturierenden Struktur zu.

Unter strukturierter Struktur fasst Bourdieu die gesellschaftlich und historisch überdauernden Bedingungen und sozialen Praxen zusammen, welche qua Sozialisationsprozessen inkorporiert wurden. Mit strukturierender Struktur meint Bourdieu die situative Herstellung dieser inkorporierten ungleichen sozialen Strukturen, welche sich in individuellen Handlungen und Reaktionen niederschlagen. Dabei konstatiert Bourdieu den Individuen die vorreflexive Verinnerlichung der erlernten Strukturen, um möglichst flexibel reagieren zu können. Dies wirft jedoch die Problematik auf, dass die sozialen Strukturen meist unbewusst übernommen, akzeptiert und fraglos hingenommen werden. An dieser Stelle sei auf die interaktionistische Herstellung von Klassismus hingewiesen, welche ebenfalls davon ausgeht, dass in Alltagsmomenten das Verhalten an den klassenentsprechenden normativen Erwartungen ausgerichtet und dadurch alltäglich reproduziert wird. Es wird davon ausgegangen, dass das „doing class“ im Habitus eingeschrieben ist. Folglich kann in Bezug auf die Leitfrage festgehalten werden, dass in einem ersten Schritt die prägende Wirkung von Klassismus auf den Habitus und vice versa hergeleitet werden konnte.

In der Sozialen Arbeit wird anschliessend an Bourdieu von einem professionellen Habitus gesprochen, welchen Sozialarbeitende während des Studiums einheitlich herausbilden sollen. Trotz habitusbildender Wirkung des Studiums, kann allerdings nicht von einem einheitlichen professionellen Habitus ausgegangen werden. Durch die individuelle Kapitalausstattung und der daraus entsprechenden Position im sozialen Raum, ergeben sich individuelle Habitus. Der Gesamthabitus kann dabei nicht losgelöst vom professionellen Habitus betrachtet werden, sprich durch die individuellen Klassenzugehörigkeiten und den entsprechenden Erfahrungen, Werten und Normen ergeben sich individuelle professionelle Habitus. Dennoch wirkt das Studium habitusbildend, da mit dem Eintritt in das Studium zugleich ein Feldwechsel vollzogen wird. Die mittels Sozialisation erlernten Kompetenzstrukturen, welche stark von den sozialen Existenzbedingungen geprägt sind, werden durch das Studium über Krisen modifiziert und entsprechend dem neuen sozialen Feld angepasst. Mit dem erfolgreichen Eintritt ins Studium, welcher durch eine bestimmte Zusammensetzung und Struktur des Kapitals ermöglicht wird, kann geschlussfolgert werden, dass innerhalb der Studiengänge von ähnlichem Habitus ausgegangen werden kann. Aus der Erkenntnis, dass der Gesamthabitus konstitutiv für den professionellen Habitus ist, lässt sich bezüglich der Fragestellung schlussfolgern, dass die Klassenzugehörigkeit prägend für den professionellen Habitus ist.

Folglich ist auch das professionelle Handeln von Klassismus gezeichnet. Das Verhältnis zwischen dem Habitus der Sozialarbeitenden und dem der Klient*innen kann unterteilt werden in Passung bzw. Nicht-Passung der Habitus. Besteht eine Nicht-Passung, so zeigt sich die Herausforderung für das professionelle Handeln im Umgang mit Differenz. Die Konstruktion

von Differenz verläuft dabei über stabile habituelle, organisationale und strukturelle Muster und ist dadurch von Klassismus geprägt. Die Konstruktion von Klassismus verläuft über machtvolle Diskurse und dadurch über Werte und Normen, welche von den privilegierten Personengruppen definiert wurden. Durch die machtvolle Durchsetzung der Werte und Normen, werden diese auch in Institutionen wie der Sozialen Arbeit habitualisiert. Sozialer Arbeit als Sozialisierungsinstanz ist auch die Vermittlung und demzufolge Reproduktion gesellschaftlich anerkannten Normen und Werten inhärent. Die Funktion der Institution Soziale Arbeit ist demnach mit klassistischen Ausschlussmechanismen verbunden. Liegt eine habituelle Passung zwischen den Sozialarbeitenden und den Klient*innen vor, besteht die Herausforderung des professionellen Handelns im Umgang mit der dadurch erlebten sozialen Nähe. Die habituelle Passung ist hierbei Chance und Risiko zugleich. Durch das Erleben sozialer Nähe kann das Verstehen des Habitus der Klient*innen und den damit verbundenen Problemlagen gefördert werden. Dieses Verstehen lässt sich auf die Ähnlichkeit des Habitus und damit auf die Ähnlichkeit der klassenbedingten primären Sozialisation zurückführen. Dabei manifestiert und offenbart sich die Ähnlichkeit über die Lebensstile, also beispielsweise einen ähnlichen Kleidungsgeschmack oder Ernährungsstil. Allerdings besteht in der sozialen Nähe durch die habituelle Passung stets das Risiko der Distinktion. Distinktion erfolgt, um die eigene Position im sozialen Raum zu sichern und kann sich beispielsweise darin äussern, dass Zugänge zu bestimmten sozialen Feldern seitens Sozialarbeitender absichtlich erschwert werden. Distinktionen werden in der sozialarbeiterischen Praxis dann zum Thema, wenn ähnliche Positionierungen im sozialen Raum vorliegen oder in der Vergangenheit vorlagen. Ein weiteres Risiko habitueller Passung kann darin bestehen, dass die erlebte soziale Nähe zur Voraussetzung für Unterstützung sowie zum Schlüsselmoment im Erkennen der Potenziale wird, da sich die Sozialarbeitenden stets im Spannungsfeld von Zeit- und Ressourcendruck sowie individueller Unterstützung bewegen. Allerdings muss davon ausgegangen werden, dass die habituelle Passung zwischen Sozialarbeitenden und Klient*innen eher der Ausnahmefall ist, da die Ausbildung zur*in Sozialarbeiter*in eine bestimmte Kapitalstruktur voraussetzt, welche den Zugang zu einem Studium ermöglicht und dadurch die Sozialarbeitenden oftmals bereits privilegierte Positionen im sozialen Raum einnehmen. Da die Klient*innen Sozialer Arbeit durch zugeschriebene Normabweichungen erst zu Klient*innen wurden und diese Abweichungen von den privilegierteren Personengruppen mittels Diskurse vermittelt wurden, kann davon ausgegangen werden, dass sich die Klient*innen tendenziell in weniger privilegierten sozialen Positionen innerhalb des sozialen Raums befinden. Durch die unterschiedlichen sozialen Positionen von Sozialarbeitenden und Klient*innen, kann folglich davon ausgegangen werden, dass keine habituelle Passung besteht und dadurch die Unterstützung durch klassistische

Zuschreibungen und Bewertungen weniger breit ausfällt. An dieser Stelle lässt sich in Hinblick auf die Leitfrage schlussfolgern, dass dem professionellen Handeln Klassismus inhärent ist.

Pointiert ausgedrückt kann zusammengefasst werden, dass Sozialarbeitende in ihrem professionellen Handeln Klassismus produzieren und reproduzieren. Dieser Umstand muss dringend einer Problematisierung zugeführt werden, da damit klassistische Strukturen in der Gesellschaft und somit auch die herrschenden Macht- und Ungleichheitsverhältnisse aufrechterhalten und stabilisiert werden. Um diese erst irritieren und danach dekonstruieren zu können, muss zunächst ein Bewusstsein dafür geschaffen werden. Dies kann auf vielfältige Weise, wie beispielsweise thematischer Wissensaneignung oder auch in Auseinandersetzung mit Betroffenen erfolgen. Um jedoch die Komplexität sowie die individuelle Verstrickt- und Verwobenheit in diese zu erkennen, ist gemäss den Autor*innen eine kritische Selbstreflexion nötig.

6. Reflexionsansätze

Wie die Erörterungen im Zwischenstand aufgezeigt haben, ist eine Reflexion der Habitus und der damit einhergehenden sozialen Positionen unabdingbar. Aus diesem Grund sollen im folgenden Kapitel verschiedene Reflexionsansätze aufgezeigt werden und in Bezug auf ihre Brauchbarkeit für eine Skizzierung einer machtkritischen Reflexion sozialer Positionen der Sozialarbeitenden in Kapitel 7 geprüft werden. Das erste Unterkapitel legt den Fokus auf das Konzept der Habitussensibilität. Dieses soll ausführlich dargelegt werden, da es sich um das einzige Konzept handelt, welches die Reflexion des Habitus in den Fokus legt und sich dabei auf die sozialarbeiterische Praxis bezieht. Die Vorstellung dieses Konzeptes wird mit einer kritischen Reflexion abgeschlossen. An die Kritikpunkte zum Habitussensibilitätskonzept anschliessend, werden im zweiten Unterkapitel verschiedene Reflexionsansätze vorgestellt, welche weitere Elemente der Reflexion sozialer Positionen miteinbeziehen und konzeptualisieren.

6.1 Habitussensibilität

In Kapitel 4 wurden die Herausforderungen für das professionelle Handeln diskutiert, welche sich aus der habituellen Nicht-Passung und der daraus resultierenden sozialen Distanz zwischen Sozialarbeitenden und Klient*innen ergeben. Das Konzept der Habitussensibilität kann in diesem Zusammenhang als Instrument verstanden werden, um die soziale Distanz zu überbrücken. Die Notwendigkeit einer Habitussensibilität ist aktuelles Thema von fachlichen Diskussionen und wird dabei in den Fokus des professionellen Handelns verschiedenster Professionen gerückt (Sander, 2014, S. 9). Im Fokus der Sozialen Arbeit ist das Konzept auch aufgrund des Selbstanspruches von Sozialarbeitenden, sozial sensibel zu handeln (S. 10). Die Notwendigkeit der Habitussensibilität wird mit Bezug auf Oevermanns Professionalisierungstheorie (vgl. Kapitel 4) hergeleitet (S. 13). Wie bereits erwähnt, verortet Oevermann das professionelle Handeln in der stellvertretenden Krisenbewältigung. Damit Professionelle diese stellvertretende Krisenbewältigung angehen können, brauchen sie ein Verständnis der Haltungen und Positionen der Klient*innen gegenüber ihren eigenen Problemlagen (ebd.). Die Professionellen müssen demnach ein Verständnis für den Habitus der Klient*innen entwickeln, um stellvertretend die Krise deuten und bearbeiten zu können. Dieses Verständnis für den Habitus der Klient*innen nennt Sander Habitussensibilität. Er versteht darunter ein additives professionelles Wissen, welches zum professionellen Kernwissen hinzukommt (S. 19). Habitussensibilität beschreibt somit Handlungswissen, welches einen habituellen Charakter hat, da es von Routine geprägt ist (ebd.). Habitussensibilität kann auch als Anspruch an den professionellen Habitus der Sozialarbeitenden gesehen werden. So schliesst beispielsweise Kubisch mit ihrer Konzeption der Habitussensibilität an das in Kapitel 4 erwähnte Professionsideal von Becker-Lenz und

Müller an, wobei sie Habitussensibilität als Vervollständigung jenes Professionsideals sieht: „Habitussensibilität könnte demnach als ein (. . .) Bestandteil eines professionellen Habitus in der Sozialen Arbeit oder sogar als dessen Kern betrachtet werden“ (Kubisch, 2014, S. 108). Es erscheint an dieser Stelle wichtig zu betonen, dass nicht von einer grundsätzlichen Habitussensibilität gegenüber der Klient*innen ausgegangen werden kann (S. 177). Kubisch verweist dabei auf Studien, die aufzeigen, dass bei Sozialarbeitenden nicht ausnahmslos habituelle Wahrnehmungs-, Konstruktions- und Handlungsweisen zu finden sind, welche darauf schliessen lassen würden, dass Habitussensibilität Bestandteil des professionellen Habitus wäre. Nichtsdestotrotz erscheint das Etablieren von Habitussensibilität als Element des professionellen Habitus erstrebenswert. Dies verdeutlicht Thierschs Sicht auf die Notwendigkeit dieser. Er betont die Bedeutung von Habitussensibilität dahingehend, dass damit ein Interesse an der „Realität des gelebten Lebens“ der Klient*innen verbunden ist und somit auch die für die Lebenswelt der Klient*innen prägenden Ungleichheiten in den Fokus rücken. Ein solches Interesse sei Voraussetzung für eine Soziale Arbeit, die gesellschaftliche Problemlagen bearbeiten wolle (zitiert nach Kubisch, 2014, S. 108-109). Folglich ist Habitussensibilität nicht wie es Kubisch (2014) formuliert „nice to have“, sondern stellt eine notwendige Voraussetzung dar, um dem Auftrag Sozialer Arbeit entsprechen zu können (S. 127). Nicht nur die dargelegte Notwendigkeit von Habitussensibilität für eine stellvertretende Krisenbewältigung spricht für die Berücksichtigung von Habitussensibilität im professionellen Habitus, sondern auch die von Sander (2014) angesprochene prägende Wirkung für die berufliche Identität von Sozialarbeitenden, verweist auf die Dringlichkeit dieses Anspruchs. Wie beschrieben prägt Habitussensibilität die berufliche Identität von Sozialarbeitenden, da sie dem Selbstanspruch des sozial sensiblen Handelns entspricht. Dabei besteht auch die gesellschaftliche Erwartungshaltung sozial sensibel zu handeln. Zudem kann die Selbstzuschreibung von sozialer Sensibilität als Qualitätsmerkmal des beruflichen Handelns den Status als Profession stabilisieren oder sogar steigern (S. 10). Die Bedeutung des Konzeptes der Habitussensibilität in der Sozialen Arbeit kann deshalb auch aus einer Professionalisierungsperspektive diskutiert werden.

Während das Konzept der Habitussensibilität in der Sozialen Arbeit noch wenig etabliert scheint, ist soziale Sensibilität als Handlungskompetenz in der Professionssoziologie bereits seit längerer Zeit ein Thema (Kubisch, 2014, S. 103; Sander, 2014, S. 10). So beispielsweise in den Ansätzen der Professionssoziologie, welche sich mit der sozialen Konstruiertheit von „Fällen“ beschäftigen. Im Rahmen dieser Ansätze werden Klient*innen als Mitgestalter*innen der Praxis sowie der Fallkonstruktion verstanden. Dabei wird die soziale Situation der Klient*innen als Gestaltungsmoment der Praxis gesehen und demnach in die Reflexion der Fallkonstruktion miteinbezogen. Die sogenannte „soziale Spezifität“ des Gegenübers wird

damit im professionellen Handeln berücksichtigt (Sander, 2014, S. 10). Diese Berücksichtigung meint jedoch nicht nur den Einbezug von Handlungsressourcen wie bspw. Bildungsniveau, Einkommen usw., sondern auch im Sinne des Habitus nach Bourdieu die Berücksichtigung von inkorporierten Mentalitäten, Werten und Einstellungen der Klient*innen (S. 11). Der Einbezug dieser Elemente bedeutet für die Sozialarbeitenden folglich, dass sie eine Sensibilität für den Habitus ihrer Klient*innen entwickeln müssen und deshalb den Habitus des Gegenübers ungefähr identifizieren und daraus „sozial typische und individuell relevante Identitätskonstruktionen ableiten zu können“ (S. 22). Auch Kubisch (2014) verweist auf diesen Anspruch an die professionelle Praxis. Von Sozialarbeitenden wird erwartet, „dass sie in der Lage sind, sich den Habitus des zu beratenden und begleitenden Gegenübers verstehend zu erschliessen und in ihrem Handeln zu berücksichtigen“ (S. 103). Das Verständnis des Habitus des Gegenübers ist insbesondere für die Überbrückung sozialer Distanzen von Bedeutung. Die Herausforderungen, welche damit einhergehen sowie die daraus entstehenden Problematiken wurden bereits in Kapitel 4 thematisiert. Kubisch (2014) sieht die soziale Distanz zwischen Klient*innen und Sozialarbeitenden darin verortet, dass davon auszugehen sei, dass beide Akteur*innen an unterschiedlichen Erfahrungsräumen teilnehmen (S. 121). Gibt es Differenzen zwischen diesen Erfahrungsräumen, so ist ein unmittelbares Verstehen zwischen den beiden Akteur*innen unwahrscheinlich. Soziale Distanz kann überbrückt werden, indem „konjunktives Wissen“ vom Gegenüber interpretativ erschlossen wird (ebd.). Es stellt sich jedoch weiterhin die Frage, wie genau soziale Distanz überwunden und Habitussensibilität in der Praxis gelebt werden kann. Damit zusammenhängend verweist Kubisch in ihrem Artikel auf diverse Möglichkeiten, wobei sie selbst die dokumentarische Methode als Instrument zur Umsetzung von Habitussensibilität nutzt. In Bezug auf habitussensible Haltungen zitiert sie Radvan, welche eine „suchende und neugierige Haltung“ vorschlägt (zitiert nach Kubisch, 2014, S. 122). Wenn der Habitus des Gegenübers erschlossen werden soll, müssen die Professionellen Orte schaffen, an welchen die Klient*innen über jene Sachverhalte sprechen können, welche für sie relevant sind. Dabei sollen sie ihre eigene Sprache nutzen können, ohne dass die Rahmenbedingungen des Gespräches die Möglichkeiten einengen (Kubisch, 2014, S. 123). Die Professionellen sollen sich dabei nicht nur dafür interessieren, was die Klient*innen sagen, sondern auch *wie* sie es sagen (S. 124). Sie müssen nach den Funktionen der Aussagen fragen und sich für die Werthaltungen und Orientierungen der Klient*innen interessieren. Das heisst, der sogenannte *modus operandi* (vgl. Kapitel 3.1) der Klient*innen muss verstanden werden. Kubisch unterstreicht jedoch, dass den Professionellen die Grenzen dieser Interpretationsbewegungen bewusst sein müssen, da im Rahmen der sozialarbeiterischen Praxis der Habitus aufgrund seiner Komplexität nie eindeutig bestimmt werden kann (ebd.).

Die Entwicklung von habitussensiblen Kompetenzen bringt diverse Herausforderungen für die Sozialarbeitenden mit sich. Aus wissenschaftlicher Sicht, so Kubisch (2014), reiche eine alleinige Perspektive auf den Habitus der Klient*innen nicht, sondern muss durch eine Analyse des sozialen Raums und der sozialen Felder ergänzt werden (S. 109).

6.1.1 Kritische Reflexion

Konsultiert man die Literatur zu Habitussensibilität, so fällt auf, dass der Fokus des Konzeptes sich auf den Habitus der Klient*innen richtet. Es scheint darum zu gehen, den Habitus des Gegenübers zu identifizieren und daraus „sozial typische und individuell relevante Identitätskonstruktionen ableiten zu können“ (Sander, 2014, S. 22). Zusätzlich geht es um die Frage, wie es Sozialarbeitenden gelingen kann, interpretierend und rekonstruierend auf den Habitus der Klient*innen zu schliessen (Kubisch, 2014, S. 103). Weniger präsent sind die Auseinandersetzungen um die Frage, inwiefern der Habitus der Sozialarbeitenden die Wahrnehmung des Habitus der Klient*innen prägt. Kubisch erwähnt in ihrem Artikel, dass das habitussensible Handeln gegenüber Klient*innen abhängig vom Habitus der Sozialarbeitenden ist, jedoch geht sie dabei nicht weiter auf diese Feststellung ein (Kubisch, 2014, S. 105). An anderer Stelle merkt sie an, dass aus machttheoretischer Perspektive eine einseitige Perspektive auf den Habitus der Klient*innen zu kritisieren sei (S. 109). Auch Sander (2014) merkt an, dass die eigene soziale Position die Wahrnehmung des Gegenübers prägt und dass dieser Umstand einer Reflexion bedarf (S. 22). Doch auch hier bleibt es bei dieser Anmerkung. Die Feststellung der Autor*innen dieser Bachelorarbeit, dass der Blick auf den eigenen Habitus oft in den Hintergrund zu rücken scheint, bestätigt Kubisch (2014) indem sie anmerkt, dass es an Studien mangelt, welche sowohl den Habitus der Klient*innen wie auch den Habitus der Sozialarbeitenden sowie die Wechselwirkungen dieser ins Zentrum stellen (S. 127). Einzig Grendel (2019b) setzt sich für ein Verständnis von Habitussensibilität ein, welches die „Wirkmächtigkeit habitueller Muster“ seitens der Klient*innen wie auch der Sozialarbeitenden reflektiert. Sie fordert eine Reflexion der habituellen Muster von Sozialarbeitenden, um so ein professionelles Handeln gewährleisten zu können (S. 197). Zusätzlich muss eine Reflexion des Habitus der Sozialarbeitenden erfolgen, um ausgrenzende Strukturen überhaupt als solche zu erkennen und zu bearbeiten. Zudem betont sie die Gefahr, dass eine nicht vorhandene Reflexion dazu führen kann, dass Normalitätsvorstellungen der Sozialarbeitenden auf die Klient*innen übertragen werden (S. 195). Dieser Hinweis von Grendel kann mit dem in der Sozialen Arbeit vorherrschenden Neutralitätsgebot sowie der damit einhergehenden Unsichtbarmachung der eigenen sozialen Position in Verbindung gebracht werden. So stellt beispielsweise Wagner (2016) fest, dass Sozialarbeitende den Anspruch haben, einen neutralen Standpunkt zu vertreten (S. 434). Die einseitige Fokussierung auf den Klient*innenhabitus folgt ebendieser Logik: Die eigene Positionierung

wird als neutral wahrgenommen und deshalb keiner zusätzlichen Reflexion unterzogen, woraus sich der Fokus einzig auf den Habitus der Klient*innen legt. Rommelspacher (2003) hält deswegen fest, dass das Neutralitätsgebot selbst nicht neutral sei, denn über die damit verbundene Behauptung der Unvoreingenommenheit von Sozialarbeitenden werde die eigene Verstrickungen in Machtdifferenzen verschleiert (S. 77). Die eigene Position erscheint somit als „blinder Fleck“ und kann zu einer Differenzblindheit führen (Wagner, 2016, S. 434; Rommelspacher, 2003, S. 77). Das Habitussensibilitätskonzept fördert die Verschleierung und Unsichtbarmachung der eigenen Verstrickungen von Sozialarbeitenden in Macht- und Herrschaftsverhältnisse, sofern es die Position und den damit einhergehenden Habitus der Sozialarbeitenden nicht kritisch reflektiert. Dies führt schlussendlich zu einer Entpolitisierung des Sozialarbeitenden-Klient*innen-Verhältnis (vgl. Rommelspacher, 2003, S. 77). Abschliessend lässt sich festhalten, dass das Konzept der Habitussensibilität nur nutzbar gemacht werden kann, wenn es zuvor einer kritischen Reflexion unterzogen sowie um die Perspektive auf den Habitus der Sozialarbeitenden erweitert wurde.

6.1.2 Fazit

Das folgende Fazit dient der Zusammenfassung der Lücken des Habitussensibilitätskonzept in Hinblick auf die in Kapitel 4 aufgezeigten Herausforderungen für das professionelle Handeln und soll anhand dieser, die Notwendigkeit einer ganzheitlichen Reflexion des Habitus sowie der damit einhergehenden sozialen Position der Sozialarbeitenden ableiten.

Mit Bezug zu Bourdieu wurde deutlich, dass der eigene Habitus die Wahrnehmung des Habitus des Gegenübers stark prägt. Wie Sozialarbeitende den Habitus der Klient*innen interpretieren, hängt folglich damit zusammen, wie der eigene Habitus diese Wahrnehmung prägt. Es gibt keinen neutralen Standpunkt, von welchem der Habitus des Gegenübers interpretiert werden kann. Jegliche Interpretationen sind geprägt von der eigenen, durch den Habitus geformten Wahrnehmung. Dies zeigt deutlich, dass ein Konzept wie jenes der Habitussensibilität, insofern es nicht konsequent die Reflexion des eigenen Habitus mitdenkt, ungeeignet ist, um die Wechselwirkung von Gesamthabitus der Sozialarbeitenden und Habitus der Klient*innen im Rahmen des professionellen Handelns zu adressieren. Nachfolgend soll deshalb die Problematik dieser Wechselwirkungen nochmals kurz aufgeführt werden, sodass die Notwendigkeit einer Reflexion der sozialen Position von Sozialarbeitenden unterstrichen werden kann. Sander greift die stellvertretende Krisenbewältigung nach Oevermann auf und konkretisiert, dass die Professionellen ein Verständnis für den Habitus der Klient*innen entwickeln müssen, um so stellvertretend die Krisen deuten zu können. Wie beschrieben nennt Sander diese Fähigkeit der Sozialarbeitenden Habitussensibilität. Wird die Problematik der stellvertretenden Krisenbewältigung auf die in diesem Kapitel einleitend beschriebene

Perspektive Bourdieus bezogen, so zeigt sich, dass eine stellvertretende Krisenbewältigung nie nur unter Berücksichtigung des Klient*innenhabitus geschehen darf. Da die Deutung der Krise der Klient*innen bereits stark von den eigenen Wahrnehmungsschemata geprägt ist, kann auch ein Verständnis des Habitus der Klient*innen zu einer problematischen Deutung führen, wenn nicht beachtet wird, dass diese Deutung von den eigenen Wahrnehmungsschemata geprägt ist. In Kapitel 4.2.1 wird das Phänomen der habituellen Nicht-Passung und deren Auswirkungen auf das professionelle Handeln beschrieben. Dabei zeigt sich, dass im Falle einer habituellen Nicht-Passung eine soziale Distanz zwischen Klient*innen und Sozialarbeitenden besteht, welche überbrückt werden muss. Als Möglichkeit diese soziale Distanz zu überbrücken, wurde in Kapitel 6 das Konzept der Habitussensibilität diskutiert. Allerdings zeigt sich auch bei der Überwindung sozialer Distanz, dass das Konzept der Habitussensibilität nicht ausreicht, da dieses den Umgang der Sozialarbeitenden mit Distanz und Differenz nicht reflektiert. Wird dieser Umgang mit Differenz nicht reflektiert, läuft das professionelle Handeln Gefahr Klient*innen als „anders“ zu markieren und Differenzen entlang derer sich Ungleichheiten manifestieren, zu verstärken. Auch in Hinblick auf das Phänomen der habituellen Passung kristallisierte sich heraus, dass das Konzept der Habitussensibilität dem Anspruch einer machtkritisch reflektierten Praxis nicht entspricht. Wird das Erleben habitueller Passung bzw. sozialer Nähe zu Klient*innen in Hinblick auf den eigenen Habitus nicht reflektiert, so kann es aufgrund erlebter sozialer Nähe zu Distinktionen kommen. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Konzept der Habitussensibilität den Fokus auf einen für das professionelle Handeln bedeutenden Gegenstand, den Habitus, zuwendet. Wie die kritische Reflexion des Konzeptes aufgezeigt hat, wendet sich das Konzept jedoch vor allem dem Habitus der Klient*innen zu und spricht die Reflexion des eigenen Habitus nur oberflächlich an. Die im Fazit aufgeführten Herausforderungen des professionellen Handelns (stellvertretende Krisenbewältigung, habituelle Passung bzw. Nicht-Passung), zeigen deutlich auf, dass das Konzept der Habitussensibilität aufgrund des eingeschränkten Fokus auf den Habitus der Klient*innen für eine machtkritische Auseinandersetzung in der Wechselwirkung zwischen Gesamthabitus und Klient*innenhabitus nicht ausreicht.

6.2 Reflexionsansätze sozialer Positionen

Wie zuvor dargelegt, ist das Habitussensibilitätskonzept aufgrund der Fokussierung auf den Habitus der Klient*innen nur eingeschränkt nutzbar für die Reflexion der Auswirkungen des Habitus auf das professionelle Handeln. Grendel (2019b) spricht sich aus diesem Grund dafür aus, Modelle der Selbstreflexion für die Ausbildung und Berufspraxis weiterzuentwickeln, welche eine Sensibilität für die eigenen habituellen Muster sowie die des Gegenübers fördern (S. 198). Dieser Forderung anschliessend, wollen die Autor*innen im folgenden Kapitel diverse Konzepte vorstellen, welche nutzbar gemacht werden können für eine ganzheitliche Reflexion

des Zusammenwirkens von Habitus und professionellem Handeln. Es soll aufgezeigt werden, inwiefern bereits vorhandene Konzepte Aspekte der Reflexion sozialer Positionen thematisieren und reflektieren. Bei den Konzepten handelt es sich um konkrete Methoden mit Übungen, um theoretische Auseinandersetzungen mit dem Anspruch neue Perspektiven zur Selbstreflexion zu finden sowie um wissenschaftliche Forschungskonzepte. Die Autor*innen haben bewusst eine solche Bandbreite gewählt, um deutlich zu machen, dass die Reflexion der eigenen sozialen Position auf verschiedenste Art und Weise erfolgen kann und jedes Konzept neue Blickwinkel und Perspektiven eröffnet. Die Auswahl der Konzepte ist daher nicht als abschliessend zu verstehen, sondern als exemplarischen Ausschnitt. In Anschluss an die vorgestellten Konzepte wird in einem Fazit diskutiert, inwiefern diese für das Anliegen einer machtkritischen Reflexion der sozialen Position von Sozialarbeitenden und damit verbunden für eine Reflexion zur Reproduktion von Klassismus im professionellen Handeln nutzbar gemacht werden können.

6.2.1 Anti-Bias-Ansatz

Der Anti-Bias-Ansatz fokussiert auf Vorurteile, Macht und Diskriminierung. Der Begriff „Bias“ stammt aus dem Englischen und kann übersetzt werden als Voreingenommenheit, Verzerrung oder Schiefelage (Fleischer & Lorenz, 2012, S. 243). Der Zusatz „Anti“, so Derman-Sparks, verweist darauf, dass es sich um einen aktiven Ansatz handelt (zitiert nach Fleischer & Lorenz, 2012, S. 234). Gemäss Schmidt sind individuelle Erfahrungen und Lebenszusammenhänge der Ausgangspunkt für den Anti-Bias-Ansatz. Es geht darum eine Brücke zwischen den individuellen Erfahrungen und deren gesellschaftlichen Zusammenhänge zu schlagen. Dafür werden die gesellschaftlichen Zusammenhänge durchleuchtet, sodass diskriminierende Strukturen und Machtverhältnisse sichtbar gemacht und der Individualisierung von Diskriminierungserfahrungen entgegengewirkt werden kann (zitiert nach Fleischer & Lorenz, 2012, S. 245). Der Anti-Bias-Ansatz versucht verschiedene Strategien im Umgang mit Differenz und Vielfalt miteinzubeziehen und betont das Bewusstsein für aufkommende Widersprüche. Ziel des Ansatzes ist es, die in der Sozialisation erlernten stereotypen Wahrnehmungsmuster zu hinterfragen (Fleischer & Lorenz, 2012, S. 245). Die Schritte zu diesem Ziel sind abhängig von den eigenen Erfahrungen mit Privilegierung und Unterdrückung (S. 246). Derman-Sparks und Brunson Phillips nennen folgende Elemente als Ziele des Anti-Bias-Ansatzes (zitiert nach Fleischer & Lorenz, 2012, S. 246):

- „Aufbau von Selbstvertrauen sowie die positive Identifikation mit den je eigenen Gruppenzugehörigkeiten, ohne sich hierdurch anderen überlegen zu fühlen
- Entwicklung von „Freude und Behagen gegenüber Unterschieden zwischen Menschen“ sowie ein Verständnis, dass alle Menschen unabhängig von Aussehen oder Verhalten, Wertschätzung und Respekt verdienen

- Kinder und Erwachsene können diskriminierende Bilder, Äusserungen und Handlungen zunehmend erkennen. Sie verfügen über eine Sprache, die es ihnen ermöglicht das Verletzende und Ungerechte darin zu beschreiben
- Alle Kinder und Erwachsene soll die Handlungsfähigkeit und das Selbstvertrauen entwickeln, aktiv für sich und für andere gegen Diskriminierung einzutreten“

Diesen Zielen liegen bestimmte Grundannahmen zu Differenzierung, Macht und Diskriminierung zugrunde, welche Fleischer und Lorenz im Rahmen von einem Modell darstellen. Dieses Modell beruht auf der Grundannahme, dass Differenzierung verbunden mit einer Machtposition zu Diskriminierung führen kann. Dabei ist das Modell mehrdimensional zu denken (Fleischer & Lorenz, 2012, S. 247). Der Anti-Bias Ansatz folgt einer intersektionalen Perspektive (S. 248). Dabei ist die individuelle Positionierung nicht ein „Zusammenrechnen“ der einzelnen Diskriminierungen, sondern durch die Wechselwirkung verschiedener Diskriminierungsformen um ein Vielfaches komplexer. Auch der situative Kontext und dessen Verortung auf der Mikro-, Meso- oder Makroebene wird in die Betrachtungen miteinbezogen (ebd.). Dem Modell liegen zudem verschiedene Zugänge zur Thematisierung von Differenzierung und Ungleichheit zugrunde. McCall teilt diese in die drei folgenden Kategorien auf (zitiert nach Fleischer & Lorenz, 2012, S. 248):

- inter-kategorial
- intra-kategorial
- anti-kategorial

Die inter-kategoriale Betrachtungsweise fokussiert die Zusammenhänge zwischen verschiedenen ungleichheitsgenerierenden Kategorien. Es geht beispielsweise um die Frage nach den Wechselwirkungen der Kategorie Geschlecht mit der Kategorie Klasse. Bei der intra-kategorialen Perspektive wird nach den Ungleichheiten innerhalb einer Kategorie gefragt. Beispielsweise stellt sich die Frage, inwiefern sich von Armut betroffene Menschen untereinander unterscheiden. Im Rahmen der anti-kategorialen Sichtweise wird die Kategorie selbst zum Thema. Die Frage wie Klassismus hergestellt wird, kann in dieser Sichtweise eingeordnet werden (S. 249).

Die Ausführungen zeigen, dass das Modell, welches dem Anti-Bias-Ansatz zugrunde liegt, verschiedene Ebenen, Dimensionen und Zugänge ermöglicht. Dadurch kann die Position einer Person in dem Modell auch nicht als eindeutig „diskriminierend“ oder „diskriminiert“ festgelegt werden (Fleischer & Lorenz, 2012, S. 247). Von Bedeutung ist, dass versucht wird, einen „beschuldigungsfeien“ Raum zu schaffen, in welchem zwischen Kritik an diskriminierendem Handeln und Wertschätzung für die Person unterschieden wird (S. 248).

Es geht also nicht um die Feststellung von Schuld, sondern um das Ermöglichen von Selbstreflexion (Fleischer & Lorenz, 2012, S. 248). Neben der Ermöglichung einer Selbstreflexion der eigenen Positionierung, ist auch die Auseinandersetzung mit verinnerlichten Machtverhältnissen wichtiger Teil des Ansatzes (S. 249). Fleischer und Lorenz stellen fest, dass eine Implementierung des Ansatzes in der Sozialen Arbeit noch nicht stattgefunden hat (S. 245). Genutzt wurde der Ansatz bisher nur in Bildungskontexten, so auch für Sozialarbeitende in der Ausbildung, wobei sie eine Implementierung des Anti-Bias Ansatzes in der Ausbildung als unabdingbar sehen (S. 251).

6.2.2 Queer Professionals als Reflexionskategorie

„Queer Professionals“ wird von Schütte-Bäumner (2010) als Reflexionskategorie vorgeschlagen, im Sinne eines „reflexiven Nachdenkens, genauen Hinsehens und als Versuch, sich nicht dumm machen zu lassen“ (S. 77). Die Idee des Konzeptes ist es, eine reflexive Dimension in die Debatten rund um Professionalisierung einzubringen, welche eine Offenheit für „Zonen der Mehrdeutigkeit und Pluralität“ ermöglicht (ebd.). Schütte-Bäumner sieht den Gegenstand der Sozialen Arbeit als „das Soziale“. Damit betont er die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit und verdeutlicht, dass Soziale Arbeit selbst an der Definition und Herstellung dieser beteiligt ist (S. 78). Sein Ansatz der „Queer Professionals“ orientiert sich vor allem an der Frage nach dem Umgang mit Differenz und der Unterscheidung von „wir/die anderen“ in der Sozialen Arbeit. Dabei thematisiert er vor allem, dass in der Praxis Sozialer Arbeit von spezifischen Identitäten bei den Adressat*innengruppen ausgegangen wird. Zugleich problematisiert er die Tendenz, einen pathologischen Blick auf diese Identitäten zu werfen (ebd.). Schütte-Bäumner (2012) bemerkt, dass Identitätsarbeit wie selbstverständlich zum Professionalisierungsdiskurs in der Sozialen Arbeit gehört (S. 341). Weil in der sozialarbeiterischen Praxis Identitäten eine grosse Rolle spielen, besteht die Notwendigkeit die Wirkmächtigkeit solcher identitätsstiftender Kategorien zu dekonstruieren (Schütte-Bäumner, 2010, S. 79). Damit soll auch der Naturalisierung von Problemlagen als Persönlichkeitsmerkmale entgegengewirkt und verhindert werden, dass Soziale Arbeit diskriminierende Zuschreibungen und Kategorien stabilisiert und reproduziert (ebd.).

Ein erster Schritt, um diese Dekonstruktion zu erreichen ist die soziale Produktion von Identitäten zu verstehen. Dabei stellt sich aber auch die Frage, wie diese Identitätsarbeit die eigenen Konstruktionsverhältnisse im Auge behalten kann (Schütte-Bäumner, 2010, S. 79). Schütte-Bäumner nutzt für diese Herausforderung den Begriff „queer“ und beschreibt damit „die widersprüchliche Praxis, sich just den identitätskonstruierenden sozialen und institutionellen Normen zu widersetzen, durch die man letztlich bestimmt wird“ (S. 80). Mit „Queer Professionals“ will Schütte-Bäumner Professionalität in der Sozialen Arbeit jenseits

von naturalisierenden Normierungen umreißen (Schütte-Bäumner, 2010, S. 89). Es soll in der Sozialen Arbeit eine anti-essentialistische Perspektive erarbeitet werden (Schütte-Bäumner, 2012, S. 346). Er formuliert dies als „eine Praxis der Ent-bestimmung eindeutiger Bestimmungen“ (Schütte-Bäumner, 2010, S. 89). Es geht um das Aufbrechen binärer Zuschreibungen und Vorstellungen. Um eine Ent-binarisierung der Praxen Sozialer Arbeit mit dem Ziel, den „vereindeutigenden und hierarchisierenden Charakter professioneller Standards zu hinterfragen“ (ebd.). Die professionellen Identitätskonstruktionen müssen in ihrer Konstruiertheit ins Zentrum gestellt werden. Dabei ist wichtig zu betonen, dass „queer“ nicht als Theorie selbst verstanden werden kann, sondern als Praxis, als eine „flexible Leseart sozialer Verhältnisse“ und epistemischer Praxen, welche auf ihre Identität bzw. Differenzierung produzierende Wirkung hin reflektiert werden. Es geht um ein „neu denken“ von Identitätspolitik (ebd.). Dabei erscheint wichtig klarzustellen, dass es nicht um ein Löschen von Identitäten geht, da auch aus der „Queer Professionals“ Perspektive klar ist, dass Individuen auf Selbst- und Fremdzuschreibungen angewiesen sind. Diese Selbst- und Fremdzuschreibungen sollen jedoch in ihrer Vielfältigkeit bestehen und nicht naturalisiert werden (S. 90). „Queer Professionals“ dient damit nicht als neue Identität, sondern als kritisch-reflektierende und strategisch andersdenkende Haltung. Wie genau diese Haltung aussieht, wird bewusst offengelassen, damit „Queer Professionals“ der eigenen Forderung nach Unbestimmtheit auch gerecht wird (S. 92).

6.2.3 Social Justice Training

Das Konzept Social Justice Training stammt aus den USA und wurde dort von Maurianne Adams, Lee Anne Bell und Pat Griffin entwickelt (Czollek, Perko & Weinbach, 2012, S. 173). In seiner Entstehung wurde das Konzept stark von sozialen Bewegungen geprägt (S. 174). Das amerikanische Konzept wurde 2001 von Czollek, Perko und Weinbach an den deutschsprachigen Raum angepasst (S. 9). Diese verstehen das Konzept als „Training, in dem Kompetenzen vermittelt werden gegen strukturelle Diskriminierung, jeder Form von Diskriminierung gegen Menschen zugunsten der Partizipationsmöglichkeiten von allen Menschen an gesellschaftlichen Ressourcen“ (Czollek et al., 2012, S. 9). Social Justice Training wird nicht nur in Bildungskontexten verwendet, sondern seit 2006 besteht auch eine Trainer*innenausbildung dazu (ebd.). Darin zeigt sich, dass Social Justice Training auch im deutschsprachigen Raum eine immer verbreitetere Methode ist, um antidiskriminierende Kompetenzen aufzubauen. Die Autor*innen des Praxishandbuchs für Social Justice und Diversity verweisen auf folgende konstitutive Merkmale des Konzeptes (S. 11):

- spezifischer Theoriebezug
- Verständnis struktureller Diskriminierung als Ineingreifen von Diskriminierung auf individueller, institutioneller und kultureller Ebene

- Intersektionaler Ansatz
- Entwicklung von vielfältigen Handlungsoptionen
- Methodik Mahloquet als ethisch-dialogische Haltung und dialogische Gesprächsform
- spezifische Übungen
- Einbezug historischer Kontexte
- „Verlernen, um zu lernen“

Im Social Justice Training werden verschiedene Theorien nutzbar gemacht, wie beispielsweise Social Justice Theorien, Pluralitäts- und Handlungstheorien oder Dekonstruktionstheorien (Czollek et al., S. 12). Diese sind als Bezugspunkte zu verstehen, welche zugleich kritisierbar sind, verändert sowie weiterentwickelt werden können. Das Ziel des Trainings ist es, ein Verständnis von Diskriminierung zu erhalten, die eigenen Gruppenzugehörigkeiten zu reflektieren, Stereotype und eigene Verstrickungen zu identifizieren sowie ein Bewusstsein für den eigenen Lernprozess zu entwickeln. Diskriminierungsformen werden aus intersektionaler Perspektive und in Bezug auf deren strukturellen Ursachen behandelt. Wie bereits aufgezählt, ist das Entwickeln von Handlungsoptionen ein wichtiges Merkmal des Social Justice Trainings. In den Trainings soll gelernt werden, wie gegen strukturelle Diskriminierung vorgegangen werden kann. Grundlage für die Kommunikation und Gesprächsform im Social Justice Training ist die sogenannte Mahloquet Methode, welche gleichzeitig auch die ethisch-dialogische Haltung in den Trainings prägt. Typische Merkmale für Mahloquet sind das Reflektieren verschiedener Perspektiven sowie Abstand zu nehmen vom eigenen Denken verbunden mit einer „Verlangsamung“. Dadurch werden Denkräume geschaffen, in welchen Prozesse der Auseinandersetzung und des Reflektierens Platz finden (ebd.). Zur Erreichung der oben genannten Ziele wird im Social Justice Training mit konkreten Methoden gearbeitet. Beispiele für solche Methoden sind Stereotypen-, Biographie- oder Dekonstruktionsarbeit. Die Übungen sind vielfältig konzipiert und können mittels Sprache aber auch mit Theater, Tanz oder Malerei umgesetzt werden (S. 14). Dabei folgen die Übungen dem Leitspruch des „Verlernen, um zu lernen“. Ziel der Übungen ist es, den Prozess des Verlernens anzustossen und zu begleiten, wobei das Training modular aufgebaut ist und sich an den gängigen Differenzkategorien orientiert (ebd.). Eine dieser thematisierten Differenzkategorien im Training ist das Modul zu Klassismus. Auf dieses soll nachfolgend kurz eingegangen werden, da es konstitutiv für die Skizzierung des eigenen Reflexionsansatzes in Kapitel 7 sein kann. Der Einstieg ins Modul zu Klassismus geschieht anhand eines Soziogramms, in dessen Rahmen verschiedene Fragen zur Wohn- und Arbeitssituation sowie zum Bildungsweg gestellt werden (S. 133). Durch diese Übung können materielle Differenzen und Bildungsdifferenzen der Teilnehmer*innen sichtbar gemacht werden (Czollek et al., 2012, S. 133). Anschliessend geschieht eine Annäherung an das Thema Klassismus durch Diskussionen über verschiedene Thesen wie beispielsweise:

„Die familiäre Klassenherkunft entscheidet wesentlich über die Bildungsabschlüsse und das spätere Einkommen“ (S.134). Es folgen Einstiegsfragen wie: „Wann haben Sie zum ersten Mal realisiert, dass ein Mensch reicher ist als Sie?“ (S. 135). Diese dienen dazu, eine Diskussion im Plenum zu den eigenen Vorannahmen und Vorerfahrungen mit Klassismus anzuregen. Die Einstiegsphase wird abgeschlossen von Begriffsklärungen (ebd.). In einem nächsten Schritt wird anhand von Reflexionsfragen Biographiearbeit geleistet, sodass die Teilnehmenden herausfinden können, inwiefern die eigene soziale Herkunft die gegenwärtige Lebensweise beeinflusst (S. 137). Damit einher gehen auch eine Reflexion und Analyse von klassenspezifischen Stereotypen (ebd.). Die Kategorie Klasse wird zudem aus intersektionaler Perspektive durchleuchtet und so in Verbindung mit anderen Diskriminierungsformen gebracht (S. 138). Nach einem kurzen Abstecher in die Geschichte des Klassismus wird auf kulturelle Ressourcen eingegangen (S. 139). Schliesslich werden Handlungsoptionen diskutiert sowie der eigene Lernprozess reflektiert (S. 139-140).

6.2.4 „Blue Scholars“ - Interdependente Klassismusanalyse als kollektive Forschung

Eilers (2018) skizziert in seinem Artikel den methodischen Zugang zu einer interdependenten Klassismusanalyse zur kollektiven Erforschung von Klassismuserfahrung. Diesen Zugang nennt er „blue scholars“ in Anlehnung an den Begriff „clue collar“, welcher den Kragen typischer Arbeiter*innenmonturen beschreibt (S. 91). Eilers Ansatz ist in den Social Justice und Diversity Konzepten zu verorten und erhebt den Anspruch, die Klassismusperspektive dieser zu erweitern, indem der Klassismusbegriff durch ein kollektives Forschungsprojekt präzisiert und erweitert wird (S. 92). Sein Ansatz soll die Erfahrungsdimension sozialer Klassenzugehörigkeit ins Zentrum rücken und durch kollektives Erforschen einen Zugang zu diesen Erfahrungen ermöglichen (ebd.). Die Idee seines Ansatzes ist es, in einem Kollektiv die eigenen Sozialisationsprozesse als empirisches Material heranzuziehen und diese zum Gegenstand der Forschung zu machen (S. 97). Charakteristisch für Eilers Ansatz ist die Arbeit an selbst produziertem Material und die Dekonstruktion dessen innerhalb eines Kollektivs (S. 98). Ziel des Prozesses ist es, einen klassismuskritischen Standpunkt zu entwickeln. Damit dies erreicht werden kann, muss das Kollektiv, in dessen Rahmen die Bearbeitung des Materials geschieht, möglichst heterogen zusammengesetzt werden, sodass möglichst viele Erfahrungsdimensionen vertreten sind (ebd.). Die Diversität von Erfahrungen ist wichtig für die interdependente Analyse, zugleich orientiert sich der Ansatz aber auch an der Annahme der feministischen Standpunkttheorie, welche davon ausgeht, dass die gesellschaftliche Positionierung der Wissensproduzent*in eine „im partiellen Sinne adäquatere und objektivere Sicht auf die Verhältnisse“ geben kann (Eilers, 2018, S. 100). Ausgangspunkt für die Erforschung von Klassismuserfahrungen bilden folglich die Erfahrungen von Personen, welche durch ihre gesellschaftliche Positionierung klassistische Unterdrückung und

Diskriminierung erfahren (ebd.). Die Methode der interdependenten Klassismusanalyse als kollektive Forschung soll einen Beitrag dazu leisten, kollektive Handlungsmöglichkeiten zu analysieren und zu erkennen und damit schlussendlich zu mehr Anerkennungs- und Verteilungsgerechtigkeit beizutragen sowie Empowerment und Solidarität zu stärken (S. 102).

6.2.5 Fazit

Im folgenden Fazit sollen die vorgestellten Ansätze auf ihre Nutzbarkeit für die machtkritische Reflexion sozialer Positionen sowie die Reflexion der Reproduktion von Klassismus über sozialarbeiterisches Handeln hin untersucht und reflektiert werden. Dies mit dem Ziel die Ansätze in Kapitel 7 für die Skizzierung eines eigenen Reflexionsansatzes nutzen zu können.

Der Anti-Bias-Ansatz ermöglicht durch seinen Fokus auf Diskriminierung ein vertieftes Verständnis davon, wie und weshalb Diskriminierung geschieht sowie die eigenen Verstrickungen darin. Dies erscheint auf den ersten Blick nicht explizit relevant für eine Reflexion der eigenen sozialen Position. Wenn man jedoch bedenkt, dass eine nicht vorhandene Reflexion der eigenen Position auch zu diskriminierenden Handlungen führen kann, wird deutlich, dass Wissen zu Diskriminierung das Fundament bildet, um diskriminierende Handlungen überhaupt als solche erkennen zu können. Folglich erfordert ein Konzept machtkritischer Reflexion sozialer Positionen eine Auseinandersetzung mit Diskriminierung. Der Anti-Bias-Ansatz ist genau für diese Auseinandersetzung mit Diskriminierungsformen nützlich. Dies insbesondere durch das mehrdimensionale Verständnis von Diskriminierung sowie die intersektionale Perspektive. Durch die Orientierung an den individuellen Erfahrungen und deren Verortung in gesellschaftlichen Kontexten, hilft der Ansatz zu verstehen, dass die eigenen Erfahrungen von gesellschaftlichen Verhältnissen mithergestellt werden. Somit ist dieser Ansatz insofern hilfreich, als dass er deutlich macht, dass soziale Positionen gesellschaftlich bedingt sind und Erfahrungen in einen gesellschaftlichen Kontext verortet werden können. Auch im Hinblick auf vorherrschende neoliberale Denkmuster sowie der Individualisierung von Erfahrungen, erscheint diese Erkenntnis umso grundlegender. Eine klassismusspezifische Reflexion wird im Anti-Bias-Ansatz nicht explizit adressiert. Ein vertieftes Wissen zur Funktionsweise von Diskriminierung kann jedoch auch ohne direkten Bezug zu Klassismus als Fundament einer solchen Reflexion dienen. Zudem kann die Reflexion eigener Erfahrungen und deren gesellschaftlichen Bedingtheit klassismusbezogen erfolgen und somit zu mehr Erkenntnissen zur eigenen sozialen Position in Bezug auf Klassenzugehörigkeit führen.

Das Reflexionskonzept „Queer Professionals“ haben die Autor*innen aufgeführt, da es aus der Sozialen Arbeit stammt und den Aspekt der Identitäten in den Fokus setzt. Wie beschrieben,

ist die Bezugnahme auf Identitäten von Adressat*innen konstitutiv für die Soziale Arbeit und beruht oft auf zugeschriebenen Identitäten und nicht auf Selbstzuschreibungen. Diese Bezugnahmen sind oft verbunden mit essentialistischen Vorstellungen. Schütte-Bäumner macht mit seinem Ansatz deutlich, dass Identitäten konstruiert sind und einer Dekonstruktion unterzogen werden müssen. Die Autor*innen vorliegender Arbeit sind der Ansicht, dass eine Reflexion der eigenen sozialen Position auch eine Reflexion der eigenen Identität(en) bedingt, da diese wesentlich von der sozialen Position im Raum beeinflusst werden und damit auch habituell geprägt sind. Damit bestimmen Identitäten auch über das Erfahren von habitueller Passung beziehungsweise Nicht-Passung. Dabei besteht das Risiko, dass Sozialarbeitende diese Identitäten als essentialistisch wahrnehmen und ihnen eine Eindeutigkeit zuschreiben, die nicht vorhanden ist. Die ungleichheitsgenerierende Wechselwirkung habitueller Passung bzw. Nicht-Passung kann durch essentialistische Vorstellungen dieser Passung bzw. Nicht-Passung verstärkt werden. Eine Reflexion der Identitäten ist deshalb unabdingbar. Der Ansatz fordert zudem, sich selbst mit identitätsstiftenden Normen auseinanderzusetzen und im Sinne von „queer“ als Praxis herauszufinden, was Widerstand gegenüber diesen Normen bedeuten kann. Die klassismussensible Reflexion der eigenen sozialen Position wird vom Ansatz der „Queer Professionals“ nicht ausdrücklich angesprochen. Gleichwohl ist auch für diese Reflexionsebene ein nicht-essentialistisches Verständnis von Identitäten Voraussetzung und eine dekonstruktive Haltung notwendig.

Das Konzept des Social Justice Trainings wurde präsentiert, da es durch die konkreten Übungen sehr praxisnah ist und zudem im deutschsprachigen Raum als Methode weit verbreitet scheint. Den grossen Vorteil liegt dabei in der Verbindung von theoretischen Elementen mit konkreten praktischen Aspekten. Die Trainings unterstützen eine theoretische Auseinandersetzung mit Diskriminierung und thematisieren zugleich die persönliche Verwobenheit darin. Es wird versucht einen Raum für Reflexions- und Lernprozesse zu schaffen, zudem werden konkrete Handlungsoptionen aufgezeigt und diskutiert. Das Vorhandensein eines Praxishandbuchs mit konkreten Übungen und die gleichzeitige Offenheit für Veränderungen und Weiterentwicklungen dieser, erleichtern die Umsetzung in die Praxis. Die Übungen in den Social Justice Trainings dienen der Reflexion sozialer Positionen und sind daher gut geeignet als Methode zur Unterstützung dieses Reflexionsprozesses. Dadurch, dass die Social Justice Trainings den Anspruch haben, Wissen zu einzelnen Differenzkategorien zu vermitteln, sind sie auch für eine klassismussensible Reflexion relevant. Das Modul zur Kategorie Klasse fördert, wie beschrieben, eine vertiefte Auseinandersetzung mit dieser Diskriminierungsform und unterstützt dabei die Bewusstmachung der eigenen Verortung innerhalb dieser.

Auf den „blue scholars“ Ansatz wurde aufgrund der Auseinandersetzung mit klassistischen Diskriminierungserfahrungen eingegangen. Wie bereits mehrfach erwähnt, ist Klassismus im Diskurs zu Differenzierung und Diskriminierung unterrepräsentiert. Die Thematisierung von klassismusspezifischer Diskriminierung hat aus diesem Grund auch innerhalb der Sozialen Arbeit keine grosse Präsenz. Eilers Ansatz versucht dieser Tendenz entgegenzuwirken. Seine Gedanken zur methodischen Herangehensweise können für die klassismussensible Reflexion der sozialen Position von Sozialarbeitenden in der Ausbildung nutzbar gemacht werden. Die Idee, anhand von den eigenen Sozialisationsprozessen Material zu produzieren und dieses in einem Kollektiv zu analysieren, könnte als eine auf die Ausbildung adaptierte Methode genutzt werden, mit welcher Sozialarbeitende in der Ausbildung ihre eigenen Sozialisationsprozesse aufarbeiten und reflektieren. Dabei erscheint die heterogene Zusammensetzung eines solchen Forschungskollektivs innerhalb eines Studiengangs als Herausforderung, da davon auszugehen ist, dass die Aufnahme ins Studium bereits eine gewisse Homogenität herstellt. Nichtsdestotrotz kann ein forschender Blick auf die eigenen Sozialisationsprozesse zu Erkenntnissen bei den Studierenden und zu mehr Verständnis für den eigenen Habitus sowie dessen prägende Wirkung auf die Wahrnehmung der Welt führen. Ein solcher Reflexionsprozess in Hinblick auf die eigene Sozialisation erscheint besonders in Hinblick auf Klassismus von grosser Bedeutung, da sich Sozialarbeitende tendenziell in privilegierten Positionen bewegen als ihre Klient*innen. Aus diesem Grund erscheint der Austausch mit von Klassismus Betroffenen als besonders grundlegend. Zudem ist das Erkennen und Anerkennen von unterschiedlichen Erfahrungen äusserst konstitutiv für die Reflexion der eigenen sozialen Position. Mit diesem exemplarischen Ausschnitt von bereits vorhandenen Reflexionsansätzen, soll im nachfolgenden Kapitel die Skizzierung eines eigenen Reflexionsansatzes erfolgen. Dieser soll sowohl der Reflexion der sozialen Positionen von Sozialarbeitenden dienen als auch in einem zweiten Schritt eine klassismussensible Reflexion beinhalten, um der Reproduktion von Klassismus im professionellen Handeln entgegenzuwirken.

7. Reflexionsansatz zur Vermeidung der Reproduktion von Klassismus im professionellen Handeln

Nachdem in vorliegender Arbeit dargelegt wurde, dass Sozialarbeitende sowohl innerhalb klassistischer Strukturen arbeiten als auch Klassismus interaktionistisch (re)produzieren, wurde versucht Ansätze zu finden, welche als Reflexionsgrundlage dieser Thematik dienen können. Dabei wurde erst auf das Konzept der Habitussensibilität eingegangen, da ein grosser Teil der Reproduktion von Klassismus auf die im Habitus sozial ungleichen, inkorporierten Strukturen zurückzuführen sind. Allerdings konnte beim Konzept der Habitussensibilität festgestellt werden, dass sich die Reflexion des Habitus mehrheitlich auf die Klient*innen bezieht und nicht auf die Sozialarbeitenden selbst. Anschliessend an diese Kritik muss festgehalten werden, dass dabei der Umstand vergessen geht, dass die Reflexion des Habitus der Klient*innen nicht aus einer neutralen, objektiven Position geschieht, sondern stets geprägt ist vom eigenen Habitus und der eigenen sozialen Position. Aus diesem Grund wurden im zweiten Teil des Kapitels 6 verschiedene Konzepte vorgestellt, welche die Selbstreflexion von Sozialarbeitenden anregen und fördern sollen. Dabei wurde jedoch festgestellt, dass es kaum Reflexionsansätze gibt, die Klassismus resp. die soziale Herkunft und daraus resultierend die eigene soziale Position reflektieren. Zudem scheint kein Ansatz vorhanden zu sein, der die Verbindung sowie Reflexion von eigenem Habitus, Klassismus und sozialarbeiterischem Handeln macht. Ausgehend von diesen Feststellungen und Problematiken, soll in diesem finalen Kapitel ein eigener Reflexionsansatz angedacht werden, der ebendiese Verbindungen macht und basierend auf diesen, Reflexionsmöglichkeiten bietet. Dabei sollen Theorieelemente sowie einzelne Aspekte aus den vorgestellten Konzepten aufgegriffen, wiederverwendet und miteinander in Verbindung gebracht werden. Folglich besteht das Ziel dieses abschliessenden Kapitels darin, für Sozialarbeitende Reflexionsmöglichkeiten festzuhalten und zugleich ihren Blick für soziale Ungleichheiten sowie die eigene Eingebundenheit darin zu schärfen, indem die im Habitus inkorporierten klassistischen Strukturen und die Reproduktion dieser im professionellen Handeln reflektiert werden.

Der nachfolgend skizzierte Reflexionsansatz ist im Aufbau anlehnend an die Mehrebenenanalyse von Degele & Winker (2009, S. 18) konzipiert worden. Das Mehrebenenmodell der Autor*innen zeichnet sich durch die Verwobenheit, Zusammenhänge und gegenseitige Bedingtheit aller drei Ebenen aus. Die unterste Ebene fokussiert auf die individuellen Dispositionen und ererbten sozialen Positionen der Sozialarbeitenden. Danach wird als Übergang zur zweiten Ebene, auf die Studienzeit und damit einhergehenden habituellen Veränderungen eingegangen. Die zweite Ebene konzentriert sich auf konkretes sozialarbeiterisches Handeln, wobei der Fokus auf den Interaktionen mit den Klient*innen

gelegt wird. Die dritte Ebene umfasst Soziale Arbeit als Institution, deren Eingebundenheit in gesamtgesellschaftliche Prozesse und Macht- und Herrschaftsverhältnisse.

Auf der untersten Ebene geht es um die individuellen Dispositionen und ererbten sozialen Positionen der Sozialarbeitenden. Dies bedingt eine Reflexion der primären Sozialisationsprozesse, da diese abhängig von den jeweiligen klassistischen Strukturen sind und dabei zugleich Klassismus inkorporiert wurde. Die Reflexion der Sozialisationsbedingungen ist grundlegend für ein Verständnis des eigenen Habitus. Gemäss den Überlegungen der Autor*innen ist es unabdinglich, sich in einem ersten Schritt der eigenen ererbten Position im sozialen Raum bewusst zu werden, da diese unter anderem auch die Sichtweise auf sich und Welt geprägt hat. Zusätzlich wurden auch Kompetenzen und Handlungsweisen erlernt, die abhängig von der jeweiligen sozialen Herkunft sind und durch die vorreflexive Inkorporation von sozialen Strukturen beständig reproduziert werden. Um diese erlernten Kompetenzstrukturen bewusst zu machen, modifizieren und dekonstruieren zu können, braucht es eine Reflexion der familiären Herkunftsbedingungen. Hinzu kommt die Auseinandersetzung, ob man in einer tendenziell privilegierten oder benachteiligten Position aufgewachsen ist resp. in welchen Teilbereichen der Gesellschaft und entlang der Kategorien sozialer Ungleichheit, man welche Position innehatte. Die Reflexion der eigenen Position scheint schon nur deshalb so wichtig, um verstehen zu können, dass die individuellen Lebensumstände nichts Naturgegebenes sind, sondern massgeblich von ungleichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen abhängig und aus diesen heraus entstanden sind. Dabei spielen sich Sozialisationsprozesse stets im Spannungsfeld von erlernten sozial ungleichen Strukturen und dem Herstellungsprozess von Klassismus ab. Um Sozialisationsprozesse reflektieren zu können, braucht es eine Auseinandersetzung mit der familiären Kapitalstruktur und -zusammensetzung, den damit zusammenhängen Kompetenzstrukturen sowie der Inkorporation dieser resp. der Hexis. Dies soll im Folgenden anhand von einigen beispielhaften Reflexionsfragen skizziert werden.

Reflexion der familiären Kapitalstruktur und -zusammensetzung:

- Zu welcher Schicht würdest du deine Familie zählen und warum?
- Welche Produkte wurden in deiner Kindheit konsumiert und wo wurden diese eingekauft?
- Hast du die Kleider deiner Geschwister nachgetragen oder aus der Brockenstube bekommen?
- Hattest du in deiner Kindheit die Möglichkeit ein Instrument zu lernen und regelmässigen Musikunterricht zu besuchen?

- An welche Orte ging deine Familie auf Ausflügen? Theater, Kino, Freizeitparks, Museen?
- Hat man in deiner Familie regelmässig die Bibliothek besucht, Bücher ausgeliehen und (vor)gelesen?
- Welche Bildungsabschlüsse haben deine Eltern und welche Berufe üben sie aus?
- Bist du mehrsprachig aufgewachsen?
- Welche Normen und Werte wurden dir in deiner Kindheit vermittelt?
- Wie haben dich deine Eltern in schulischen Belangen unterstützt?
- Welche Personen gehörten zum Freundeskreis deiner Eltern?

Reflexion der erlernten Kompetenzstrukturen:

- Wie wurde in deiner Familie mit Konflikten und konflikthafter Situationen umgegangen?
- Wie wurden in deiner Familie Bedürfnisse kommuniziert?
- Wie ist deine Familie mit Trauer umgegangen?
- Inwiefern wurde in deiner Familie über Sexualität gesprochen?
- Wie wurden Krisen in deiner Familie gehandhabt?

Reflexion der Hexis:

- Welches Verhältnis zu deinem Körper wurde dir vermittelt?
- Wurde dir körperliche Arbeit vermittelt?
- Welchen Stellenwert hatte Bewegung in deiner Kindheit?
- Wie hat man sich in deiner Familie ernährt?
- Wie hast du gelernt nach deinem Körper zu schauen und auf ihn zu hören?

An dieser Stelle möchten die Autor*innen anmerken, dass nicht alle Menschen die Möglichkeit haben in einer Familie mit zwei oder mehreren Elternteilen aufzuwachsen. Zudem möchten sie erwähnen, dass die Hexis bedeutend mehr umfasst als die oben formulierten Reflexionsfragen. Mit diesen soll in erster Linie überhaupt das Bewusstsein und eine Sensibilität für das Vorhandensein der Hexis geschaffen werden.

Nachdem nun konkrete Reflexionsfragen exemplarisch aufgeführt wurden, sollen in einem nächsten Schritt die möglichen Rahmenbedingungen für die Umsetzung aufgezeigt werden. Hierfür wird an den Blue Scholars Ansatz angeknüpft, der sich mit der Erforschung von Sozialisationsprozessen beschäftigt und empirisches Wissen zu Klassismus generieren will. Der eigene Sozialisationsprozess wird dabei zum Forschungsgegenstand und in kollektiver Auseinandersetzung ergründet. Die Autor*innen sehen insbesondere die kollektive

Auseinandersetzung mit primären Sozialisationsprozessen als sehr fruchtbare Möglichkeit, um sich den eigenen Sozialisationsbedingungen anzunähern. Die kollektive Bearbeitung bringt einerseits den Vorteil, dass ein Austausch und eine Diskussion stattfinden kann und andererseits diverse Erfahrungen in den Wissenstransfer einfließen können. Dabei kann zugleich die Tendenz, sich selbst als Normen zu verstehen, irritiert werden. Obwohl der Blue Scholars Ansatz den kollektiven Austausch bezüglich Sozialisation und damit zusammenhängenden Klassismuserfahrungen nicht in einem bestimmten Kontext verortet, scheint den Autor*innen insbesondere das Studium der Sozialen Arbeit ein geeigneter Ort, um sich diesen individuellen Reflexionsprozessen zu stellen. Dabei stellt eine Herausforderung die möglicherweise geringere Heterogenität an Sozialisationserfahrungen im selben Studiengang dar. Im Rahmen des Studiums muss die Reflexion der Sozialisation und der damit einhergehenden Position im sozialen Raum geschehen, sodass die Studierenden beim Eintritt in die Praxis eine Sensibilität für ihren eigenen Habitus entwickelt haben. Diese Bewusstmachung des Gewordenseins des eigenen Habitus ist essenziell, um die Reproduktion der inkorporierten Strukturen in Interaktionen mit Klient*innen zu irritieren, reflektieren und schliesslich zu vermeiden. Dem Anspruch des Studiums einen professionellen Habitus zu entwickeln, ist aus Sicht der Autor*innen die Reflexion der Habituselemente inhärent. Das Studium ist somit aus Sicht der Autor*innen der konstitutive Übergang zur zweiten Reflexionsebene des sozialarbeiterischen Praxishandelns.

Die zweite Ebene des Reflexionsansatzes nimmt das sozialarbeiterische Handeln in den Fokus. Da im vorangegangenen Theorieteil hergeleitet werden konnte, dass sich die im Habitus inkorporierten sozial ungleichen Strukturen in situativen Momenten reproduzieren, soll auf der zweiten Ebene der interaktionistischen Reproduktion von Klassismus entgegengewirkt werden. Das im Habitus eingeschriebene „doing class“ soll durch Reflexion bewusst gemacht und dekonstruiert werden. Dafür ist eine Reflexion der habituellen Passung/Nicht-Passung in professionellen Beziehungen notwendig, da mittels der damit zusammenhängenden Distinktionen und Differenzherstellungen im professionellen Handeln auch klassistische Zuschreibungen und Hierarchisierungen verbunden sind.

Reflexion der habituellen Passung/Nicht-Passung:

- Ist die*der Klient*in mir sympathisch? Warum?
- Erkenne ich Ähnlichkeiten resp. Unterschiede zu mir und der Klient*innen? (bzgl. Lebensstil, Kleidungsstil, Ernährungsstil)
- Wie werte ich diese Ähnlichkeiten resp. Unterschiede und warum werte ich sie so?

- Wie ähnlich resp. unterschiedlich ist die Sprache (Dialekt, Slang, akademisierter Sprachgebrauch)?
- Welches Verständnis/ Unverständnis bringe ich für die Lebenslage meiner Klient*innen auf und worauf begründe ich dieses?
- Solidarisiere ich mich in Konflikten mit Dritten mit meinen Klient*innen oder nicht?
- Schreibe ich meinen Klient*innen Gruppenzugehörigkeiten zu, zu welchen ich mich auch zugehörig fühle und zähle?
- Gibt es biographische Anknüpfungspunkte zwischen meiner Biografie und der meiner Klient*innen?
- Fühle ich mich „auf einer Wellenlänge“ mit meinen Klient*innen?
- Fühlst ich mich mehrheitlich gegenüber anderen Sozialarbeitenden zugehörig oder gegenüber meinen Klient*innen?

Die vorgestellten Reflexionsfragen zielen auf das Erkennen von habitueller Passung/ Nicht-Passung ab. An dieser Stelle kann eine Verbindung zum Konzept der Habitussensibilität vorgenommen werden, wobei dieses durch die Sensibilität für den Habitus der Klient*innen ein unterstützender Aspekt im Erkennen von habitueller Passung/ Nicht-Passung sein kann.

In einer zweiten Reflexion soll basierend auf der erfolgten Feststellung von habitueller Passung/ Nicht-Passung, klassistische Zuschreibungen durch das im Habitus eingeschriebene „doing class“ reflektiert werden. Da sich diese Zuschreibungen in mit der habituellen Passung bzw. Nicht-Passung einhergehenden Distinktion resp. Differenzherstellung ausdrücken, sollen nachfolgende Reflexionsfragen die Professionellen darin unterstützen, diese zu erkennen. Das Ziel der zweiten Reflexion zur Ebene der sozialarbeiterischen Praxis besteht darin, die Reproduktion von klassistischen Zuschreibungen zu irritieren.

Reflexionsfragen zum Erkennen von Distinktionen bei habitueller Passung:

- Wann weist du deine Klient*innen auf ihre herausfordernden Lebenslagen hin?
- Hast du schon in Interaktionen mit den Klient*innen auf eigene Erfolge bzgl. des sozialen Aufstiegs verwiesen?
- Inwiefern haben die Klient*innen deiner Meinung nach ihre Situation selbst verschuldet?
- Nutzt du die gesamten vorhandenen Ressourcen deiner Klient*innen?
- In welchen Situationen hattest du das Gefühl, deine Privilegien verteidigen zu müssen?

Hierbei muss angemerkt werden, dass bei einer habituellen Passung nicht automatisch eine Distinktion geschehen muss. Aufgrund von Zeitdruck sowie ökonomisch beschränkter Ressourcen besteht die Möglichkeit, dass Sozialarbeitende ihre Klient*innen aufgrund habitueller Passung priorisieren. In diesen Fällen finden folglich keine Distinktionen statt.

Reflexionsfragen zum Erkennen von Differenzherstellung bei habitueller Nicht-Passung:

- Verallgemeinerst und essentialisierst du individuelle Aussagen deiner Klient*innen?
- Wie hierarchisierst du die zugeschriebene Gruppenzugehörigkeit deiner Klient*innen?
- Inwiefern markierst du deine Klient*innen als „anders“?
- Erlebst du dich als Norm gegenüber der zugeschriebenen Abweichung deiner Klient*innen?
- Schreibst du deinen Klient*innen eine andere Klassenzugehörigkeit als dir selbst zu?

Da bei der Ebene der sozialarbeiterischen Praxis Interaktionsprozesse im Fokus stehen, zielen die Reflexionsfragen oft auf die zugeschriebenen Identitäten der Klient*innen ab. An dieser Stelle soll auf den Ansatz der „Queer Professionals“ aufmerksam gemacht werden. Dieser stellt die Reflexion von Identitäten in den Vordergrund und fordert eine nicht-essentialistische Betrachtungsweise dieser. Vielmehr plädiert er für ein dekonstruktivistisches Verständnis von Identitäten. Dabei muss berücksichtigt werden, dass ein dekonstruktivistische Auffassung bereits in der Reflexion von Passung/ Nicht-Passung elementar ist. Obwohl klassistische Zuschreibungen in situativen Momenten mittels interaktionistischer Herstellungsprozessen geschehen, dürfen die strukturellen Rahmenbedingungen nicht vernachlässigt werden. Diese stabilisieren klassistische Macht- und Ungleichheitsverhältnisse und bilden zugleich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in welchen Sozialisationsprozesse stattfinden. Aus diesem Grund soll auf der letzten Ebene der Reflexion die Strukturebene der Sozialen Arbeit und damit verbunden deren Eingebundenheit in gesamtgesellschaftliche Prozesse reflektiert werden.

Die dritte Ebene nimmt folglich Sprache, Diskurs- und Repräsentationsverhältnisse sowie damit verbunden vermittelte Normen und Werte und damit strukturelle Rahmenbedingungen in den Fokus. Dabei soll es darum gehen, die Verwobenheit Sozialer Arbeit als soziale Institution in gesellschaftlichen Prozessen zu entlarven und zugleich machtvolle Ressourcen Sozialer Arbeit zu entdecken und diese nutzbar zu machen.

Reflexionsfragen zur Strukturebene:

- Wie wird in medialer Berichterstattung über Klassismus Betroffene gesprochen und wie werden sie dargestellt?

- Wie wird in deiner Institution von Sozialhilfebeziehenden, Wohnungslosen, Working Poor usw. gesprochen?
- Wird in deinem Arbeitsalltag der Begriff Klassismus genutzt und darüber gesprochen (wie bspw. Rassismus und Sexismus)?
- Was wurde dir im Studium bzgl. von Klassismus betroffenen Menschen vermittelt? Wurden bspw. Sozialhilfegesetze, Sozialversicherungswesen usw. kritisch reflektiert?
- Bist du in Studieninhalten mit von Klassismus Betroffenen als Expert*innen ihrer Lebenswelt in Kontakt gekommen und hatten diese die Möglichkeit, sich dazu äussern?
- Wer spricht über wen im Studium sowie in der späteren Berufspraxis?
- Was sind die Ziele der Organisationen Sozialer Arbeit mit denen du vernetzt bist?
- Wer bestimmt in Beratungssettings über den Themenschwerpunkt?
- Wie werden die Problemlagen von Klassismus Betroffenen begründet?
- Mit welchen Normen und Werten ist die Wahrnehmung von Klassismus Betroffenen verbunden?
- Wenn von Klassismus Betroffene ein Sprachrohr erhalten, welche Aussagen werden gehört, welche nicht?
- Bist du dir der Wirkung deines Sprachgebrauchs bewusst?
- Wem schenkst du Glaubwürdigkeit in Aussagen und weshalb?
- Welche Wertungen beinhalten Bezeichnungen für von Klassismus Betroffene?
- Kennst du diskriminierungsfreie Bezeichnungen sowie Selbstbezeichnungen für von Klassismus Betroffene?
- Kennst du den Begriff „defensive Architektur“ und kennst du Beispiel in deiner Stadt?
- Wohnungslose Menschen werden in der Gesellschaft als ein Problem und ein Störfaktor der öffentlichen Ordnung definiert. Für wen ist es ein „Problem“?
- Wem ist die Deutungshoheit sozialer Probleme und Problemlagen inne?
- Mit welchen klassistischen Problemlagen setzen sich Sozialarbeitenden auseinander?

Auch hier können zwei Bezüge zu den vorgängig vorgestellten Reflexionsansätze hergestellt werden, wobei lediglich einige Aspekte auf Klassismus adaptiert werden und somit vorliegende Skizze eines Reflexionsansatzes anreichern können. Sowohl der Anti-Bias-Ansatz als auch der Ansatz des Social Justice Trainings können zur Bewusstwerdung der Verstrickung individueller Erfahrungen in gesellschaftliche Strukturen genutzt werden. Dabei fokussiert insbesondere der Anti-Bias-Ansatz auf Diskriminierungserfahrungen und damit verbunden auf die Wissensvermittlung über strukturelle Gegebenheiten. Der Social Justice Ansatz verfolgt den Anspruch einer schrittweisen Annäherung an die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Diskriminierungsformen und kann damit auch als Annäherung an

klassistische Diskriminierung genutzt werden. Mittels konkreter Übungen verfolgt der Social Justice Ansatz eine praxisnahe Bearbeitung der Thematik. Beide Ansätze formulieren Handlungsansprüche an diskriminierungsfreies Handeln und dadurch auch an eine diskriminierungsfreie Gesellschaft. Dabei gehen sie von einer intersektionalen Perspektive aus, wobei der Anti-Bias-Ansatz noch einen zusätzlichen Blick auf die inter-, intra- und antikategorialen Wechselwirkungen wirft. Die Reflexion der strukturellen Rahmenbedingungen führt dazu, dass individuelle Ereignisse in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext gebracht werden können. Damit führt die Reflexion der dritten Ebene unweigerlich zu einer Auseinandersetzung mit der eigenen Sozialisation, sprich der untersten Ebene, womit sich gewissermassen der hier angedachte Reflexionsansatz schliesst.

Mit diesem Entwurf eines Reflexionsansatzes zur Vermeidung der Reproduktion von Klassismus in der Sozialen Arbeit wollen die Autor*innen aufzeigen, dass alle drei Ebenen einander bedingen und prägen und deshalb auch die spezifischen Reflexionen einer Ebene nicht unabhängig von den übrigen vollzogen werden dürfen.

7.1 Vision und weiterführende Gedanken

Als Abschluss vorliegender Arbeit wollen die Autor*innen die Gelegenheit nutzen, um ihre Visionen an eine kritische selbstreflexive Soziale Arbeit zu formulieren. Ein erstes Anliegen besteht darin, dass Sozialarbeitende Verantwortung für ihr professionelles Handeln übernehmen und sich der Reproduktion von Klassismus in einem ersten Schritt bewusstwerden und diesem anschliessend aktiv entgegenwirken. Zudem muss Klassismus innerhalb der Sozialen Arbeit unbedingt angesprochen werden und dies sowohl auf der interaktionistischen als auch der strukturellen Ebene. Dies bedingt, dass Soziale Arbeit aktiv am Diskurs teilnimmt, sich darin positioniert und beteiligt. Auch hier ist es unabdingbar, dass der Fokus auf das strukturelle Gewordensein von Problemlagen gelegt wird und die neoliberalistischen, individualisierenden Diskurse nicht weiter reproduziert werden. Ein weiteres Anliegen der Autor*innen richtet sich an die Ausbildung resp. das Studium der Sozialen Arbeit. So fordern sie, dass im Studium kritische selbstreflexive Räume geschaffen werden, um sich mit der eigenen Sozialisation und dem Habitus auseinandersetzen zu können. Dazu gehört auch die Beschäftigung mit historischen sowie gegenwärtigen Reproduktionen von Klassismus. Zudem soll bereits im Studium die Grundlage des konsequenten Mitdenkens struktureller Bedingungen gelegt werden, wobei dies von den Dozierenden aktiv vorgelebt werden muss, damit die kritisch selbstreflexive Perspektive sich durch alle Studieninhalte ziehen kann. Allgemein erwarten die Autor*innen von der Sozialen Arbeit eine vermehrte Sensibilisierung für Diskriminierungsformen, einen verstärkten Perspektivenwechsel hin zu den Betroffenen sowie deren Einbezug und Ermächtigung. Dabei

sollen seitens der Sozialen Arbeit Zugänge sowie Partizipationsmöglichkeiten für exkludierte Menschen geschaffen und ermöglicht werden. Schlussendlich sprechen sich die Autor*innen für eine intersektionale Reflexion sozialer Positionen aus, um damit die Grundlage für sozialen Wandel zu schaffen. An dieser Stelle ist es den Autor*innen ein Bedürfnis darauf aufmerksam zu machen, dass eine Selbstreflexion alleine nicht ausreicht, um Klassismus aufzulösen. Vielmehr benötigt es eine antikapitalistische Politik, die Umverteilungsprozesse anstösst und so Klassismus in seiner Entstehung verhindert. Dazu ist aus Sicht der Autor*innen die Politisierung Sozialer Arbeit unabdingbar.

Literaturverzeichnis

- Altreiter, Carina (2018). Soziale Klasse in der Arbeitssoziologie. Zur Relevanz eines totgesagten Begriffs. *Österreich Z Soziol*, 43, 251–266. doi: <https://doi.org/10.1007/s11614-018-0310-1>
- Attia, Iman. (2013). Perspektivenwechsel durch Dekonstruktion. Islamdiskurs und (rassismus-)kritische Soziale Arbeit. In Bettina Hünersdorf, Jutta Hartmann. (Hrsg.), *Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit* (S. 333-350). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Baron, Christian. (2014). Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme. *PROKLA, Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft*, 44(175), 225-235. doi: <https://doi.org/10.32387/prokla.v44i175.172>
- Bauer, Ulrich & Vester, Michael. (2015). Soziale Milieus als Sozialisationskontexte. In Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann & Sabine Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung* (S. 557-586). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Becker, Martin. (2020). Quartierarbeit als professionelle Soziale Arbeit zur Verminderung oder Verhinderung von Erfahrungen einer „Bürgerschaft 2. Klasse“ aus sozialraumorientierter Perspektive. *Bildungsforschung*, 1, 1-17. doi: <https://doi.org/10.25539/bildungsforschun.v1i17.289>
- Becker-Lenz, Roland & Müller, Silke. (2009). *Der professionelle Habitus in der Sozialen Arbeit. Grundlagen eines Professionsideals*. Bern: Internationaler Verlag der Wissenschaften, Peter Lang AG.
- Becker-Lenz, Roland & Müller-Hermann, Silke. (2013). Die Notwendigkeit von wissenschaftlichem Wissen und die Bedeutung eines professionellen Habitus für die Berufspraxis der Sozialen Arbeit. In Roland Becker-Lenz, Stefan Busse, Gudrun Ehlert & Silke Müller Hermann (Hrsg.), *Professionalität in der Sozialen Arbeit* (S. 203-229). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien.
- Becker-Lenz, Roland & Müller-Hermann, Silke. (2014). Habitusformation und Bildungschancen im Studium der Sozialen Arbeit. In Tobias Sander (Hrsg.), *Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln* (S. 135-146). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

- Becker-Lenz, Roland, Busse, Stefan, Ehlert, Gudrun & Müller-Hermann, Silke. (2012). Einleitung: Wissen, Kompetenz, Habitus und Identität als Elemente von Professionalität im Studium Sozialer Arbeit. In Roland Becker-Lenz, Stefan Busse, Gudrun Ehlert, Silke Müller-Hermann (Hrsg.), *Professionalität Sozialer Arbeit und Hochschule. Wissen, Kompetenz, Habitus und Identität im Studium Sozialer Arbeit* (S. 9-31). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien.
- Bourdieu, Pierre. (1989). Antworten auf einige Einwände. In: Klaus Eder (Hrsg.), *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie* (S. 395-411). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (2012). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Ulrich Bauer, Uwe H. Bittlingmayer & Albert Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie* (S. 229-242). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Bourdieu, Pierre. (2014). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (24. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre. (2015a). *Zur Soziologie der symbolischen Formen* (11. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre. (2015b). Die verborgenen Mechanismen der Macht. In Margareta Steinrück (Hrsg.), *Schriften zu Politik & Kultur 1*. Hamburg: VSA Verlag.
- Brodén, Anne & Mecheril, Paul. (2007). Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung. In Anne Brodén & Paul Mecheril (Hrsg.), *Re-Präsentationen Dynamiken in der Migrationsgesellschaft* (S. 7-28). Düsseldorf: IDA – NRW.
- Burzan, Nicole. (2011). *Soziale Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Castro Varela, Maria do Mar. (2014). Bildungsprivilegien für alle! *Migrazine*, 2.
- Castro Varela, Maria do Mar. (2015). Postkolonialismus. In Andreas Hepp, Friedrich Krotz, Swantje Lingenberg & Jeffrey Wimmer. (Hrsg.), *Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse* (S. 323-332). Wiesbaden: Springer Fachmedien VS.
- Castro Varela, Maria do Mar. (2018). „Das Leiden der Anderen betrachten“. Flucht, Solidarität und Postkoloniale Soziale Arbeit. In Johanna Bröse, Stefan Faas & Barbara Stauber. (Hrsg.), *Flucht* (S. 3-20). Wiesbaden: Springer VS.
- Chassé, Karl August. (2016). Doing Class. Wie werden Menschen zum „Prekariat“ gemacht? In Karim Fereidooni & Antonietta P. Zeoli (Hrsg.), *Managing Diversity. Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung* (S. 35-51). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

- Czollek, Leah Carola, Perko, Gudrun & Weinbach, Heike. (2012). *Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Degele, Nina & Winker, Gabriele. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Diehm, Isabell, Kuhn, Melanie & Machold, Claudia. (2013). Ethnomethodologie und Ungleichheit? Methodologische Herausforderungen einer ethnographischen Differenzforschung. In Jürgen Budde (Hrsg.), *Unscharfe Einsätze: (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld* (S. 29-51). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Ebert, Jürgen. (2010). Professioneller Habitus, Rahmenbedingungen der Aneignung im Studium der Sozialen Arbeit. In Udo Wilken & Werner Thole (Hrsg.), *Kulturen Sozialer Arbeit. Profession und Disziplin im gesellschaftlichen Wandel* (S.198-207). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien.
- Eder, Klaus. (2013). Der Klassenhabitus in Abgrenzung zum Klassenbewusstsein bei Karl Marx. In Alexander Lenger, Christian Schneickert & Florian Schumacher (Hrsg.), *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven* (S. 42-73). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Eilers, Dirk. (2018). „blue scholars“ – Interdependente Klassismusanalyse als kollektive Forschung. In Hanna Mai, Thorsten Merl & Maryam Mohseni (Hrsg.), *Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen* (S. 91-104). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- El-Mafaalani, Aladin. (2012). *BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus: Habitustransformation und Soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Fleischer, Eva & Lorenz, Friederike. (2012). Mit dem Anti-Bias-Ansatz Macht und Diskriminierung in der Sozialen Arbeit reflektieren. In Stefan Borrmann, Herbert Effinger, Silke Birgitta Gahleitner, Michaela Köttig, Björn Kraus & Sabine Stövesand (Hrsg.), *Diversität und Soziale Ungleichheit* (S. 243-254). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Fricke, Wolfgang & Grauer, Gustav. (1994). *Hochschulsozialisation im Sozialwesen*. Hannover: HIS GmbH.

- Fuchs-Heinritz, Werner & König, Alexandra. (2014). *Pierre Bourdieu. Eine Einführung* (3. Aufl.). Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Garske, Pia. (2013). Intersektionalität als Herrschaftskritik? Die Kategorie ‚Klasse‘ und das gesellschaftskritische Potenzial der Intersektionalitätsdebatte. In Vera Kallenberg, Jennifer Meyer & Johanna M. Müller (Hrsg.), *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen* (S. 245-263). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Grendel, Tanja. (2019a). Sozialisation als Verinnerlichung sozial ungleicher Strukturen (Pierre Bourdieu). In Tanja Grendel (Hrsg.), *Sozialisation und Soziale Arbeit. Studienbuch zu Theorie, Empirie und Praxis* (S. 51-62). Wiesbaden: Springer VS.
- Grendel, Tanja. (2019b). Sozialisation und Professionalität. In Tanja Grendel (Hrsg.), *Sozialisation und Soziale Arbeit. Studienbuch zu Theorie, Empirie und Praxis* (S. 189-200). Wiesbaden: Springer VS.
- Heite, Catrin. (2010). Anerkennung von Differenz in der Sozialen Arbeit. Zur professionellen Konstruktion des Anderen. In Fabian Kessel & Melanie Plösser. (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 187-200). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heite, Catrin & Andrea J. Vorrink. (2013). Soziale Arbeit, Geschlecht und Ungleichheit – die Perspektive Intersektionalität. In Kim Patrick Sabla & Melanie Plösser (Hrsg.). *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen* (S. 237-253). Leverkusen: Barbara Budrich Verlag.
- Huber, Ludwig, Liebau, Eckart, Portele, Gerhard & Schütte, Wolfgang. (1983). In Egon Becker (Hrsg.), *Reflexionsprobleme der Hochschulforschung. Beiträge zur Theorie und Methodendiskussion* (S. 144-170). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Initiative intersektionale Pädagogik. (2015). *Intersektionale Pädagogik. Handreichung für Sozialarbeiter_innen, Erzieher_innen, Lehrkräfte und die, die es noch werden wollen. Ein Beitrag zu inklusiver pädagogischer Praxis, vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung* [PDF]. Abgerufen von www.i-paed-berlin.de
- Kalthoff, Herbert. (2018). Doing/ undoing class in exklusiven Internatsschulen. Ein Beitrag zur empirischen Bildungssoziologie. In Werner Georg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit im Bildungssystem. Eine empirisch-theoretische Bestandesaufnahme* (S. 93-122). Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Kemper, Andreas & Weinbach, Heike. (2016). *Klassismus. Eine Einführung* (2. Aufl.). Münster: Unrast Verlag.

- Kemper, Andreas. (2015). „Klassismus“ heisst Angriff. *Kurswechsel*, 4, 25-31.
- Kessel, Fabian & Plösser, Melanie. (2010). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen – eine Einleitung. In Fabian Kessel & Melanie Plösser. (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 7-16). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessl, Fabian. (2005). *Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Gouvernementalität Sozialer Arbeit*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Klaus, Elisabeth. (2015). Klasse. In Andreas Hepp, Swantje Lingenberg, Friedrich Krotz & Jeffrey Wimmer (Hrsg.), *Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse* (S. 39-47). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Klinger, Cornelia. (2009). Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht*. In Heike Solga, Justin Powell & Peter A. Berger (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse* (S. 267-278). Frankfurt/Main: Campus Verlag GmbH.
- Klundt, Michael. (2017). Armut und Bildungschancen. In Meike Sophia Baader & Tatjana Freytag (Hrsg.), *Bildung und Ungleichheit in Deutschland* (S. 39-54). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Kubisch, Sonja. (2008). *Habituelle Konstruktion sozialer Differenz. Eine rekonstruktive Studie am Beispiel von Organisationen der freien Wohlfahrtspflege*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kubisch, Sonja. (2014). Habitussensibilität und Habitusrekonstruktion. Betrachtungen aus der Perspektive der dokumentarischen Methode am Beispiel Sozialer Arbeit. In Tobias Sander (Hrsg.), *Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln* (S. 103-133). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Lenger, Alexander, Schneickert, Christian & Schumacher, Florian (2013). Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. In Alexander Lenger, Christian Schneickert & Florian Schumacher (Hrsg.), *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven* (S. 11-41). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Liebau, Eckart. (2012). Pierre Bourdieu (1930-2002). Gesellschaftliche Grundlagen einer rationalen Pädagogik. In Bernd Dollinger (Hrsg.), *Klassiker der Pädagogik. Die Bildung der modernen Gesellschaft* (3. Aufl.) (S. 353-376). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

- Maurer, Susanne. (2001). Das Soziale und die Differenz. Zur (De-)Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik. In Helma Lutz & Norbert Wenning (Hrsg.), *Unterschiedlich verschieden* (S. 125-142). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- May, Michael. (2019). Soziale Herkunft. In Tanja Grendel (Hrsg.), *Sozialisation und Soziale Arbeit. Studienbuch zu Theorie, Empirie und Praxis* (S. 126-137). Wiesbaden: Springer VS.
- Mecheril, Paul, Melter, Claus. (2010). Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge. In Fabian Kessel & Melanie Plösser. (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen* (S. 117-135). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Oevermann, Ulrich. (2001). Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versucht einer Aktualisierung. *sozialersinn*, 1, 35-81.
- Oevermann, Ulrich. (2013). Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In Roland Becker-Lenz, Stefan Busse, Gudrun Ehlert & Silke Müller Hermann (Hrsg.), *Professionalität in der Sozialen Arbeit* (S. 119-147). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien.
- Purtschert, Patricia & Meyer, Karin. (2010). Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität. *Feministische Studien*, 1, 130-142.
- Richter, Carola. (2015). Orientalismus und das Andere. In Andreas Hepp, Friedrich Krotz, Swantje Lingenberg & Jeffrey Wimmer (Hrsg.), *Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse* (S. 313 – 321). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Rommelspacher, Birgit. (2003). Zum Umgang mit Differenz und Macht. Sozialarbeit als Menschenrechtsprofession. In Heiko Kleve, Gerd Koch & Matthias Müller (Hrsg.), *Differenz und Soziale Arbeit. Sensibilität im Umgang mit dem Unterschiedlichen* (S. 70-86). Uckerland: Schibri-Verlag.
- Sander, Tobias. (2014). Soziale Ungleichheit und Habitus als Bezugsgrößen professionellen Handelns: Berufliches Wissen, Inszenierung und Rezeption von Professionalität. In Tobias Sander (Hrsg.), *Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln* (S. 9-36). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Schäfer, Philipp. (2021). Klassismus – (k)ein Thema für die Soziale Arbeit?! In Francis Seeck & Brigitte Theiss (Hrsg.), *Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen* (2. Aufl.) (S. 209-221). Münster: Unrast Verlag.

- Schütte-Bäumner, Christian. (2010). Queer Professionals als Reflexionskategorie für die Soziale Arbeit. In Fabian Kessl & Melanie Plösser (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 77-95). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schütte-Bäumner, Christian. (2012). Nachdenklichkeit in Profession und Disziplin. Kritik der Sozialen Arbeit *queer* gedacht?! In Roland Anhorn, Frank Bettinger, Cornelis Horlacher & Kerstin Rathgeb (Hrsg.), *Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit* (S. 341-361). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien.
- Seeck, Francis & Theissl, Brigitte. (2021). Einleitung. In Francis Seeck & Brigitte Theiss (Hrsg.), *Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen* (2. Aufl.) (S. 9-14). Münster: Unrast Verlag.
- Tischhauser, Annina. (2019). *Diskurstheorie* [PDF]. Abgerufen von <https://theorielinien.bfh.science>
- Van Essen, Fabian. (2013). *Soziale Ungleichheit, Bildung und Habitus. Möglichkeitsräume ehemaliger Förderschüler*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Vosgerau, Klaus. (2005). *Studentische Sozialisation in Hochschule und Stadt. Theorie und Wandel des Feldes*. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH.
- Wagner, Constantin. (2016). Die Reproduktion „ethnisch“ vermittelter sozialer Ungleichheit in einem Schweizerischen Sozialamt. In Emre Arslan & Kemal Bozay (Hrsg.), *Symbolische Ordnungen und Bildungsungleichheit in der Migrationsgesellschaft* (S. 419-437). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Walgenbach, Katharina. (2012). Intersektionalität als Analyseperspektive heterogener Stadträume. In Elli Scambor & Fränk Zimmer (Hrsg.), *Die intersektionelle Stadt. Geschlechterforschung und Medien an den Achsen der Ungleichheit* (S. 81-92). Bielefeld: transcript Verlag.
- Walgenbach, Katharina. (2017). Doing Difference. Zur Herstellung sozialer Differenzen in Lehrer-Schüler-Interaktionen. In Martin K. W. Schweer (Hrsg.), *Lehrer-Schüler-Interaktionen. Inhaltsfelder, Forschungsperspektiven und methodische Zugänge* (S. 587-605). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- West, Candance & Fenstermaker, Sarah. (1995). Doing Difference. *Gender & Society*, 9 (1), 8-37.

- West, Candance & Zimmermann, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1 (2), 125-151.
- Wimmer, Christopher. (2018). Marginalisierung und eine lebensweltliche Klassenanalyse. Reproduktion und Umgangsweisen der marginalisierten Klasse in Deutschland. *ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 1-2, 271-288. doi: <https://doi.org/10.3224/zqf.v19i1-2.17>
- Yildiz, Safiye. (2018). Soziale Arbeit als (Inklusions-)Container. Die (Un)Ordnung von Heterogenität und subjektnormierenden Praxen im Kontext Flucht und Soziale Arbeit. In Roland Ahorn, Elke Schimpf, Johannes Stehr, Kerstin Rathgeb, Susanne Spindler & Rolf Keim (Hrsg.), *Politik der Verhältnisse – Politik des Verhaltens. Widersprüche der Gestaltung Sozialer Arbeit* (S. 193-211). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Ziegler, Holger. (2015). Soziale Arbeit als Sozialisationsinstanz. In Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann & Sabine Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung* (S. 453-468). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.